Versuch
über
verschiedene wichtige Gegenstände
der
Politik und Moral,
aus dem
Französischen übersetzt.

Leipzig,
bey Carl Ludwig Jacobi Wittwe, 1763.

Vorerinnerung
des Uebersetzers.

Es wird wenig seyn, was ich meinen Lesern zu sagen habe. Soll ich das Werk, das ich übersetzt habe, heraus streichen? wenn es gut ist, so bedarf es dessen nicht; und ist es schlecht, so wird es ihm nichts helfen. Soll ich meine Ue=

Uebersetzung anpreisen? vernünftige Leute werden mir zutrauen, daß ich sie so gut gemacht, als ich gekonnt; und es ist immer eine kützliche Sache von sich selber zu reden. Ich wollte lieber dem Leser den Namen des Herrn Verfassers, gegen welchen ich durch sein Werk eine Art von Hochachtung gefaßt habe, melden, wenn ich ihn zuverläßig wüßte. Daß derselbe ein Mann seyn müsse, der nicht allein wohl studirt, sondern auch in öffentlichen Angelegenheiten viel Erfahrung hat, wird man leicht aus seinem Werke sich überzeugen können. Ich habe außerdem Spuren gefunden, daß ich denselben für keinen Franzosen, sondern für einen

Deut-

Deutschen halte; er schreibt sein französisches zwar eben so gut als ein Franzose, aber er kennt die deutschen Höfe besser, als sie je ein Franzose gekannt hat. Doch der Verfasser sey wer er wolle; genung daß seine Schrift nützlich und angenehm ist. Wenn sie nicht nützlich wäre, wollte ich sie gar nicht zu übersetzen unternommen haben; und wenn sie nicht angenehm wäre, so sollte die Uebersetzung wohl in einem Jahre noch nicht fertig geworden seyn. Doch ich fange unvermerkt an zu loben, ein Geschäft, das ich meinen Lesern überlassen wollte. Nun gut, meine Herrn! Loben Sie den Autor, weil er es verdient; schonen Sie

den Uebersetzer, weil er es bedarf; halten Sie ihm die wenigen Anmerkungen zu gut, weil er sie nur zu seinem Vergnügen hinzu geschrieben hat.

Vorrede
des Verfassers.

Man hat schon seit geraumer Zeit eingesehen, daß der systematische Geist einer von den größten Hindernissen des Wachsthums der menschlichen Wissenschaften sey, er ist es um so viel mehr, wenn die Wissenschaften, deren er sich bemächtiget, ein weitläuftiges Feld einnehmen, und wenn

die Grundsätze derselben sich auf mehr als hundertjährige Erfahrungen gründen. Die übereilte Begierde, alle Wahrheiten, die zu dem unermeßlichen Umfange einer Wissenschaft gehören, in ein System zusammen zu knäten, macht daß man willkührlich viel Dinge als bewiesen voraus setzt, die von der Nachkommenschaft nicht können zugegeben werden.

Ich unterstehe mich, die Moral und die Politik unter diese verwickelten Wissenschaften zu zählen, die nicht anders, als mit langsamen Schritten zur Vollkommenheit gelangen. Da sie auf Erfahrungen und Beobachtungen, die man über das menschliche Geschlecht anstellt, gegründet werden müssen, so kann man die Entwickelung ihrer Grundsätze von nichts anderem,

rem, als einer beständigen Zergliederung erwarten.

Nur den großen Geistern, die sich so selten sehen lassen, ist es gegeben, auf einmal tief genung in diese Wissenschaften einzudringen, und eine hinlängliche Anzahl von Begebenheiten mit einander zu vergleichen, um auf einmal eine beträchtliche Menge nützlicher Wahrheiten daraus herzuleiten. Die übrigen Nachgrübler taugen zu nichts, als einige zerstreute Materialien für künftige Baumeister zu sammlen, welche etwan Lust haben könnten, ein vollständiges Gebäude aufzuführen.

Man ist außerdem auch in einem methodischen Werke, das eine Wissenschaft ganz abhandelt, unendliche mal gezwun-

gen, einerley mehr als einmal zu sagen. Aber lebhafte Köpfe, die unbekannte Länder aufsuchen, können sich nicht lange in Districten aufhalten, die ihnen schon vollkommen bekannt sind, um endlich einen verborgenen Winkel zu finden, der bisher ihrer Aufmerksamkeit noch entgangen war.

Diese Ursachen bewegen mich zu glauben, daß die moralischen und politischen Schriftsteller der Welt einen größern Dienst erweisen würden, wenn sie sich auf einige Zeit der zweifelhaften Ehre, Systeme zu schreiben, entschlügen, und lieber, wenn sie etwas neues gefunden zu haben glauben, ihre neuen Entdeckungen in einzelnen kleinen Versuchen vortrügen. Der Leser würde alsdann der beschwerlichen Mühe überhoben seyn, ein wenig

Neues

Neues unter einem großen Haufen alter und bekannter Dinge hervor zu suchen; und würde dem ohngeachtet den Vortheil haben, daß sich die neuen Wahrheiten des Autors leicht mit den nächsten Gliedern der Kette, die unmittelbar mit der allgemeinen Kette der Wahrheiten zusammen hängen, vereinigen ließen.

Die wahre Philosophie muß den Schriftstellern bey einer solchen Arbeit zu Hülfe kommen. Sie ist es, die das heilsame Mißtrauen gegen die alten Gewohnheiten und angenommenen Meynungen erregt; sie ist es, die uns beherzt macht selbst zu denken, und uns den Weg zeigt, es mit Beyfall zu thun. Man kann die Einführung des philosophischen Geistes in die Moral und die Politik,

aus welchen er fast bisher verbannet gewesen, und in welchen er seit kurzen Progressen gemacht hat, die unsere Erwartung übertreffen, nicht genung anrathen.

Die Versuche, die ich hier dem Publico vorlege, und die ich ihm vielleicht künftig noch vorlegen könnte, sind nach der Idee verfaßt, die ich mir von dem Nutzen eines solchen Werks gemacht habe. Ich habe gesucht einige wenig bekannte Wahrheiten mit denen zu verbinden, die schon bekannt sind, und den Leser in den Stand zu setzen, mit einem Blick alles zu übersehen, was wir von einer Materie wissen, oder was wir noch zu lernen haben. Das Nachdenken, mit wirklichen Begebenheiten beschäftigt, ist ganz allein mein Leitfaden gewesen. Ich weiß

nicht, ob mir andere Schriftsteller in der Art, mit welcher ich diese Gegenstände betrachte, zuvor gekommen sind, und ich habe Ursache daran zu zweifeln.

Seit der ersten Ausgabe dieser Versuche habe ich einen Autor entdeckt, von dem ich in meiner Einsamkeit nichts wußte, der von den Nachtheilen eines weitläuftigen Handels schreibt. Es ist der Herr **Brown** in seinem Werke von den Sitten der Engländer. Ich habe indeß gefunden, daß er wenig mit mir gemein hat, und daß er diese Materie nur von einer Seite, und auf eine von der meinigen ganz unterschiedene Art betrachtet.

Ich habe übrigens einige Meynungen wider die durchgängig angenommenen, und

die man für bewiesen hält, gewagt; es ist aber nicht anders als schüchtern geschehen. Ich glaube indeß keine Meynung vorgetragen zu haben, ohne Beweise hinzu zu setzen, die mir kräftig genung schienen. Wenn ich geirrt habe, so tröste ich mich mit der Betrachtung, daß die Menschen nothwendig durch viel Irrthümer hindurch müssen, um ein wenig Wahrheit zu erreichen.

— — — Patriae ſit idoneus, vtilis agris,
Vtilis bellorum et pacis rebus agendis.

Juven. Sat. XIV.

Verzeichniß

der in diesem Werk enthaltenen

Abhandlungen.

I. Von der Philosophie, und den Philosophen . . S. 3

II. Von der Liebe und der Eifersucht 39

III. Von den Projecten . . 99

IV. Vom Ackerbau . 147

V. Von der Handlung und dem Luxus. 197

I.

Von der Philosophie und den Philosophen.

Non ut plerique, ut nomine magnifico segne otium velaret; sed quo firmior aduersus fortuita Rempublicam capesseret, doctores sapientiæ secutus est. *Tacitus Hist.* L. IV.

Von der

Philosophie

und den

Philosophen.

Alles, was der Zeit oder dem Orte nach von uns entfernet ist, macht einen stärkern Eindruck auf unsre Einbildungskraft, und flößt uns eine gewisse Hochachtung ein. Die Gegenstände scheinen sich nach dem Verhältnisse zu vergrößern, als sie sich von unsern Augen entfernen. Wie ein Reisender zur Nachtzeit bey dem schwachen Glanze des verlöschenden Tages von weiten lauter Riesengestalten sieht; so sehen wir die Alten auch nicht anders, als in einer übermäßigen Größe.

Unsre Erziehung stärkt und vermehrt diese Hochachtung und diese Bewunderung. Die ersten Bücher, die man uns in die Hände giebt, sind Werke der Alten; man preist sie uns als Muster an, und verlangt, daß wir sie mit einer besondern Ehrerbie-

tung, die der Abgötterey nahe kommt, lesen sollen. Diese Ehrerbietung verleitet uns öfters zu einem blinden Beyfalle gegen alles, was sie sagen; wir schätzen das, was sie schätzen, und verachten, was sie verachten.

Da wir unsere Begriffe nach den Begriffen der Alten zu bilden gewöhnt werden, warum sind wir mit ihnen in den Gedanken über die Philosophen nicht einerley Meynung? Man weiß, wie hoch sie die Philosophie, und die, die sich auf dieselbe legten, schätzten. Kein Titel scheint ihnen rühmlicher, als der Titel eines Philosophen; keine Beschäfftigung ist edler in ihren Augen, als das Studiren der Philosophie.

Heut zu Tage ist nichts zweydeutiger, als der Name eines Philosophen. Man belegt oft einen Menschen damit, den man verächtlich machen will, und alsdann ist er nichts anders, als eine bescheidene Injurie. Man stellt sich darunter ein wildes Wesen vor, das mit speculativischen Kleinigkeiten bis auf den Grund erfüllt. in unnützen Geschäfften versenkt, und der Gesellschaft zu nichts nütze ist.

Einige neumodische Staatsgelehrte gehen noch weiter. Sie legen der Philosophie die vielen Gebrechen eines Staats zur Last; sie soll, nach ihrer Meynung, die Schwellgerey, und die Künste erzeugen, das Volk zum Müßiggange verleiten, und der Bevölkerung eines Staats nachtheilig seyn. Ein Philosoph ist in ihren Augen nicht allein ein unnützes Glied des Staats, sondern auch ein schlechter Bürger.

Wir wollen die Gründe dieser widersprechenden Urtheile, die so wenig mit unserer Neigung den Alten

ten gleichförmig zu denken, übereinkommen, untersuchen. Wir wollen zu dem Ende die verschiedenen Alter der Philosophie, von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeit, ihr Verhältniß gegen die Sitten, die Regierungsform, die Religion der Völker, und den Einfluß, den sie zu allen Zeiten auf das Glück sowohl einzelner Personen, als der ganzen Gesellschaft gehabt hat, kürzlich durchgehen. Wir werden alsdann urtheilen können, ob sie ihren alten Glanz, oder die Verachtung verdiene, zu welcher sie die Neuern verdammt zu haben scheinen.

Die alleraltesten Zeiten stellen uns die Philosophen als Häupter und Gesetzgeber ihres Vaterlandes vor. Die Dunkelheit aber, und die Ungewißheit, womit die Geschichte in ihrem Anfange bedeckt ist, verursachen, daß wir die wahre Beschaffenheit ihrer Philosophie nicht recht erkennen können. Wir wissen eben so wenig von dem Zustande der Wissenschaften in diesem ihrer Kindheit so nahen Zeitraume.

Es scheinet, daß in diesen neu angehenden Republiken diejenigen Bürger, welche die meisten Einsichten in die Moral und Politik hatten, leicht zu dem Ansehen, die andern zu regieren, und ihnen Gesetze vorzuschreiben, haben gelangen können. Sich bey einem unwissenden Volke hervor zu thun, und die Herrschaft über dasselbe zu erhalten, waren auch wenige Einsichten schon hinreichend.

Man wird unter die Zahl der Philosophen wohl nicht leicht jene alten Gesetzgeber, jene alten Weisen von Griechenland zählen können. Die zweifelhaften Denkmäler, die wir von ihrer Wissenschaft haben,

geben uns keinen gar zu großen Begriff von ihnen. Es sind meistentheils allgemeine Wahrheiten (loci communes) aus denen man in erleuchtetern Zeiten selbst bey dem gemeinsten Menschen nicht viel machen würde.

Es findet hierwider keine Ausnahme statt, als etwan in Ansehung des berühmten Zerdusts oder Zoroasters, der an Einsichten die ersten Weisen in Griechenland sehr weit zu übertreffen scheint. Als der Apostel einer sehr vernünftigen Religion, und die dem Glück eines Staats, so angemessen ist, als ein Mensch, der bloßen Vernunft überlassen, sie nur entdecken kann; als der Gesetzgeber und Verbesserer einer mächtigen Nation; als der Verfasser eines der besten und ältesten Werke, die auf der Welt sind, verdient er eine ansehnliche Stelle, unter den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts. Persien genießt nach so vielen Jahrhunderten noch heut zu Tage die Früchte der Einsichten, der Tugend und des Fleißes, die er seinen Anhängern einzuflößen gewußt hat.

Durch die Concurrenz der Zeiten und der verschiedenen großen Geister breiteten sich endlich die Wissenschaften aus, und die Einsichten vermehrten sich. Die Gesetze wurden zu gleicher Zeit mehr aus einander gesetzt; die Regierungs-Angelegenheiten vermehrten sich, und wurden verwickelter und schwerer. Es wollte und konnte ein Mensch nicht mehr die Wissenschaften mit den Angelegenheiten vereinbaren, ohne ein großes und weitläuftiges Genie zu haben. Der Ehrgeizige strebte nach Aemtern; der Liebhaber einer ruhigen Lebensart arbeitete an der

Verbesserung seines Verstandes, und theilte seine Einsichten seinen Mitbürgern mit. Die Philosophen fiengen an einen besondern Stand auszumachen.

Dieser Absonderung des Standes ohngeachtet, verließ der Philosoph doch nicht das thätige und beschäfftigte Leben. Die Republiken trugen öfters die Anführung der Armeen, die Unterhandlungen, die obrigkeitlichen Würden solchen Männern auf, die durch die Philosophie berühmt geworden waren; die Könige suchten sich öfters ihre Vertrauten und Räthe unter ihnen aus. Die Namen und die Lebensgeschichte eines Xenophon, Plato, Epaminondas, Dio, Carneades, und so viel anderer berühmter Männer sind zu bekannt, als daß man sie allhier zum Beweise dieser Wahrheit anführen müßte.

Die berühmtesten Männer unter den Griechen, welche nicht aus den Wissenschaften ihr Hauptwerk machten, bildeten sich zum wenigsten unter diesen Philosophen. Agesilaus, Alcibiades, Phocion, Timotheus, Pericles, Philopömon sind durch ihre Wissenschaft in der Philosophie eben so berühmt als durch ihre Thaten.

Als das Verderben in der Regierung der griechischen Republiken einriß, entfernten sich die Weisen von den Staatsgeschäfften. Sie hielten es für einen vernünftigen Mann unanständig, ein so unbändiges, grausames, unbeständiges und undankbares Thier, als das gemeine Volk, zu regieren. Es entstanden philosophische Secten, welche unter dem Schatten des Privatlebens gesichert, nur der

Weisheit nachstrebten, ohne sich um die Unordnungen des gemeinen Wesens zu bekümmern.

Das Jahrhundert der Nachfolger Alexanders, dieses so erleuchtete, und dem unsrigen so ähnliche Jahrhundert, zog sie wieder aus der Dunkelheit hervor, führte sie an den Hof, und an das Ruder von mehr als einem Königreiche. Der größte Theil aber, der die Erschütterungen dieser noch nicht genung befestigten Regierungenfürchtete, zog das Privatleben vor. Ein gewisser Geist der Speculation bemächtigte sich schon damals jener Einbildungskraft, die in die hitzigen Gegenden des Orients entweder verpflanzt oder daselbst zuerst hervor gebracht worden war.

Dieser Fehler, nebst dem Geschmack an unnützen Streitigkeiten, womit die griechischen Philosophen der damaligen Zeit angesteckt waren, scheint mir die wahre Ursache zu seyn, daß es der Philosophie so schwer ward, bey den Römern durchzubrechen. Ein ehrgeitziges, mit den größten Entwürfen beschäfftigtes, und nur von dem Soldaten-Geiste erfülltes Volk, verachtete solche Kenntnisse, die sie der Ruhe der Unthätigkeit und dem Privatleben zuzuführen schienen. Diese republicanischen Seelen scheueten alles, was die Ehrsucht ersticken, und die Tapferkeit unterdrücken konnte.

Aber die Philosophie befreyete, indem sie sich besser zu erkennen gab, sich bald von diesen Vorwürfen, und von diesem Verdachte. Selbst für die Handlungen gemacht bildete und verschönerte sie die Talente des Kriegshelden, und des Staatsmannes.

Die

Die größten obrigkeitlichen Personen waren öfters die größten Philosophen. Ein Cicero, Cäsar, Lucullus, Scävola, Cato, Varro — Welche Nahmen!

Nach dem Untergange der Republik, als Rom unter dem Joch einer grausamen Tyranney, und einem militärischen Despotismus seufzete, finden wir nicht weniger Philosophen unter den Großen des Reichs. Der Geist der Leser erholt sich wieder, wenn er in der Geschichte dieser betrübten Jahrhunderte, die Lebensgeschichte eines Seneca, Rusticus, Thrasea, Tacitus, Plinius und Plutarchus liest.

In diesem ganz auf die Neige gebrachtem Rom brachte so gar die Philosophie zwey merkwürdige Erscheinungen hervor, die zum Unglück allzu selten sind. Zween gekrönte Philosophen machten dem Throne und der Philosophie gleichviel Ehre. Marcus Aurelius und Julianus bewiesen durch ihr Beyspiel die Wahrheit und Richtigkeit des platonischen Ausspruchs. Nie war das Glück der Völker in der Regierung würdigere Hände gekommen.

Während, daß die Völker von Europa, und von denen benachbarten Ländern, ein solches Licht genossen, befand sich in einer entfernten Gegend der Erde ein großer Staat, der den Griechen und Römern unbekannt war, und dessen Einrichtung sich auf die Philosophie gründete. Die Gesetzgeber von China, da sie die Grundsätze der Religion, des Staatsrechts und der Sitten in ein einziges System zusammen faßten, machten aus ihren Bürgern eine Nation, die fast aus lauter Philosophen bestand.

Wenigstens sind diejenigen, die der Regierung vorgesetzt werden sollen, gehalten, sich durch die Weltweisheit zu allen wichtigen Bedienungen, die sie zu verwalten gedenken, geschickt zu machen. Confucius, dieser große Mann, der größte Gesetzgeber, der größte Philosoph, war selbst Vice-König in einer ansehnlichen Provinz. Das Glück, das er seinem Vaterlande verschaffte, hat gemacht, daß er heut zu Tage als ein Gott verehrt wird.

Ohne in einer blinden Bewunderung dieser Nation unsern Missionarien ähnlich zu seyn, die bey ihnen die Frucht ihres übertriebenen Eifers ist, muß man gestehen, daß die Verfassung von China das schönste Schauspiel ist, das Menschen jemals andern Menschen gegeben haben. Sie beweist die wunderbare Wirkung der ächten Weltweisheit auf die Stärke, die Dauer, und das Glück eines Staats. Wenn auch gleich, vermöge der natürlichen Unbeständigkeit aller menschlichen Anordnungen, eine so zusammen gesetzte Maschine gewissen Zerrüttungen unterworfen gewesen ist, so haben wir doch nicht Ursache an ihrer Güte zu zweifeln. Diese Staatsverfassung hat schon länger bestanden, als irgend eine andere, und hat beständig Stärke genung gehabt, die Eroberer der Nation ihren Gesetzen zu unterwerfen.

Die unglückliche Theilung des römischen Reichs, die für die öffentliche Ruhe und für die Wissenschaften von gleich traurigen Folgen war, vertilgte dennoch den Geschmack an der Philosophie nicht ganz und gar. Unter einer schwachen Regierung, an den verdorbensten Höfen, unter den gewaltsamsten Staats-

verän-

veränderungen treffen wir dennoch große Minister unter den berühmtesten Philosophen an. Dergleichen waren Maximus, Longinus, Sopater, Boetius. Die Philosophie drang sich so gar bis zu den Barbarn durch. Cosroes, König der Perser, Theodotus, König der Gothen, nahmen Philosophen an ihren Höfen auf, und wurden es selbst.

Das Clima der heißen Länder würkt eine gewisse Trägheit der Seele, die sie von einem beschäfftigten Leben entfernt, und lieber mit Betrachtungen unterhält. Eine unumschränkte Herrschaft, die diesen Landesarten natürlich ist, benimmt diesen nachdenkenden Geistern den Geschmack an der Verwirrung der Regimentsgeschäffte noch mehr, weil sie immer mit Gefahr verknüpft sind. Man ziehet alsdann eine ruhige Beschäftigung vor, die einem mißtrauischen Regimente keinen Verdacht giebt.

Die Philosophie, als sie durch die griechischen Colonien, durch die Nachfolger des großen Alexanders, und durch die Eroberungen der Römer nach Asien und Africa gebracht wurde, ward bald von den Fehlern dieser Länder angesteckt. Diese durch die Einbildungskraft erhitzten Köpfe, diese geschwächten Seelen, gaben sich mit lauter Subtilitäten ab, die von dem gemeinen Leben weit entfernt waren. Eine Menge Schulen, mit Lehrern besetzt, die an ein einsames Leben gewohnt waren, ohne Unterlaß eine gelehrte Muße anpriesen, und nichts als müßige Speculationen vortrugen, breiteten bald den Geschmack zum Nachgrübeln unter allen Völkern aus.

Eine

Eine neue Religion vollendete das, was die Gewalt des Clima angefangen hatte. Das Christenthum, welches unbegreifliche Geheimnisse, und weit mehr dunkle Glaubenslehren, als irgend eine Religion der Alten vortrug, reichte dem speculativischen Geiste der orientalischen Völker eine überflüßige Nahrung dar. Man wandte seine Zeit an, um Dinge aufzuklären, die darzu nicht gemacht waren. Man ward folglich nie fertig; das ganze Leben war nichts als ein Gewebe von Speculationen.

Die Häupter der ersten Christen, waren der Verfolgungen wegen, so wenig im Stande etwas zu unternehmen, daß sie sich vielmehr verbergen mußten. Da diese Verfolgungen aufs höchste gestiegen waren, sahen sie sich genöthigt, ihre Zuflucht in den Wäldern zu suchen. Ihr Beyspiel, einige übel verstandene und noch übler angewendete Lehrsätze, die Folgen, die aus der ungeschickten Verbindung der platonischen Weltweisheit mit dem Christenthume hergeleitet wurden, brachten dieses den Betrachtungen gewidmete Leben in Aufnahme. Man suchte darinne die größte Vollkommenheit, und der Mönchsstand nahm seinen Anfang.

Der Mönchsstand, der nun auch in Europa eingeführt ward, pflanzte den Geist der Speculation darinne fort. Der Aberglaube errichtete eine große Menge Klöster, als Freystädte der Religion, die aber mehr Freystädte der Faulheit und einer aufgeblasenen Unwissenheit waren. Die Wuth der barbarischen Völker, welche das römische Reich überschwemmten, verschonte diese, in den Augen des gemei-

meinen Volks heilige Oerter. Da sie das Reich verwüsteten, und die Wissenschaften verjagten, so erlaubten sie doch, daß diese letztern sich in die Klöster flüchteten, welche die elenden Trümmern derselben erhielten, und sie vom gänzlichen Untergange erretteten.

Aber diese Mönche, die durch ihre Regel und durch die Umstände zu Sequestern der Welt geworden waren, verlohren bald den Geschmack an der wahren Weltweisheit. Da sie weder die Menschen noch die Natur studiren konnten, so blieb ihnen nichts übrig, als ihre Bücher. Oefters fehlte es ihnen auch an diesen, weil die Bücher damals rar waren: sie überließen sich also der Neigung, welche alle Menschen haben, Schöpfer und Originale zu seyn. Sie schmiedeten sich willkührliche Grundsätze, aus welchen sie subtile und unnütze Folgen herleiteten; sie erdachten sinnreiche und zugleich lächerliche Lehrgebäude. Daher kommt jene Wolke von Scholastikern, jener Schwarm von Doctoren, deren Titel und Lobsprüche eben so lächerlich als prächtig sind.

Es erhob sich um diese Zeit ein Reich, dessen Macht und Weitläuftigkeit zu bessern Zeiten Hoffnung machte. Die Araber, ein witziges und wohlgesittetes Volk, nahmen die Wissenschafften der Griechen auf, in so ferne es ihre Regierung und ihre Religion, die der Unwissenheit gleich günstig waren, gestatteten. Man übersetzte die Werke der alten Philosophen; man schrieb Auslegungen darüber; man trug ihre Lehrsätze in den Schulen vor, die sich in den Staaten der Califen sehr zahlreich fanden.

Ob

Ob ihre feurige Einbildungskraft gleich die Grenzen der Philosophie nicht erweitert zu haben scheint, so erhielten doch die, die sich auf diese Wissenschaft legten, ein großes Ansehen. Wir finden unter den arabischen Philosophen Monarchen, Vizire, Stadthalter der Provinzen; und so gar auch Minister, denen die Philosophie nicht allein zum Vergnügen diente, sondern, denen sie auch ihr Glück gemacht hatte. Die Geschichte dieser berühmten Leute ist zu sehr nach dem orientalischen Geschmacke mit Wundern und Fabeln erfüllt, als daß man, sie genau zu untersuchen, Lust haben sollte.

Doch kann man eine sehr sonderbare Erscheinung unter diesen orientalischen Weltweisen nicht mit Stillschweigen übergehen, nemlich einen tartarischen Philosophen. Der berühmte Jllitchou = Tsay, der das Reich der Mogoln unter dem Gengis = Khan und Oktai = Khan beherrschte, that sich sowohl durch seine weitläuftigen Wissenschaften, als auch durch alle einem großen Minister nöthigen Eigenschaften hervor. Er beschützte, und trieb selbst die Wissenschaften sein ganzes Leben hindurch; er war das Orakel und der Gesetzgeber eines Volks, unter welchem ihm niemand an Geschicklichkeit gleich kam. Man fand nach seinem Tode verschiedene von ihm verfertigte Schriften über die Geschichte, die Astronomie, den Ackerbau, die Staatskunst und die Handlung.

Was wir gewisses von den Arabern wissen, ist das traurige Geschenk, das sie uns gemacht haben. Die Chymie, deren Mißbrauch der Philosophie,

der

der Gesundheit und dem Glück der Europäer gleich schädlich gewesen, ist eine Erfindung der Araber. Noch bis auf den heutigen Tag hat sie keine eifrigern Verehrer, als die Einwohner von Arabien, Egypten, der Barbarey und dem Königreiche Marocco.

Eine Wissenschaft, eine Kunst, die sich so wohl für die Einsamkeit und den Müßiggang der Klöster schickte, fand auch daselbst eine überaus günstige Aufnahme. Die Klöster waren nichts mehr als metaphysische Fechtböden, oder chymische Laboratoria. Dieser Geschmack verbreitete sich durch alle Classen. Die Chymisten wollten Vorzugsweise Philosophen genannt seyn. Man gab also diesen Namen jetzt nur solchen Leuten, die mit einer geheimen Kunst, in einer berauchten Zelle, den Stein der Weisen, oder das Elixir zu einem langen Leben suchten. Man vertauschte die wahre Weltweisheit gegen die Träume der Araber, und die Grillenfängereyen der Scholastiker.

Als bey der Eroberung von Constantinopel die Wissenschaften wieder zum Vorschein kamen, und nach Italien übergiengen, hätten wir, wie es mir scheint, den Geschmack der Alten in der Philosophie wieder finden können, aber es gieng uns, so wie den Völkern, die aus den finstern Jahrhunderten der Barbarey hervor kommen: Man hielt sich zu sehr an die Worte; man nahm das, was die Alten gesagt hatten, anstatt das zu suchen, was sie hätten sagen sollen. Eine prahlende Gelehrsamkeit erstickte die Philosophie, und ließ sie in der Mittelmäßigkeit.

Einige große Geister suchten ihr endlich aufzuhelfen. Baco, Cartesius, Newton, Locke lehrten uns, wieviel wir von dem, was wir zu wissen glauben, nicht wissen, und wie viel wir noch zu suchen haben. Sie zeigten uns zugleich den gradesten Weg, um zu den Einsichten zu gelangen, die uns noch fehlen; den Weg der Erfahrungen und der Aufmerksamkeit, und die Kunst richtige Folgerungen daraus her zu leiten. Sie befreyeten uns von dem Joch des Ansehens, welches seit so vielen Jahrhunderten den Geist in Fesseln gehalten hatte.

Ob wir nun gleich die gute Philosophie wieder gefunden haben, so haben wir ihr doch lange noch nicht ihren alten Glanz wieder gegeben. Sie behält unter uns noch immer die Merkmale des Verderbens, welchem wir sie so viele Jahrhunderte hindurch unterworfen gesehen haben. Der Geist der Speculation herrscht in unsern Schulen; das furchtsame Nachgrübeln, welches von den Geschäfften entfernt, macht den Charakter unserer Philosophen aus. Sie geben sich nur allzu oft mit unnützen Kleinigkeiten ab. Die Regenten, die Staatsleute verachten eine Wissenschaft, die sie nur für die Dunkelheit der Schulen gemacht zu seyn glauben. Man verkennt das Erhabene der Philosophie, und verachtet sie.

Wir werden die Ursachen dieser Mittelmäßigkeit einsehen, wenn wir die Quellen, woraus sie herfließt, untersuchen werden. Wir werden sie in den Fehlern unserer Erziehung, in der Beschaffenheit unserer Schulen und Academien, und in dem unbilligen

ligen Vorzuge, den wir einigen Theilen der Philosophie, auf Unkosten des ganzen geben, finden. Wenn wir unsere Art zu studieren gegen die Art der Alten halten, so ist es gar nicht schwer zu urtheilen, auf welcher Seite der Vortheil ist.

Wir werden entweder in dem Hause unserer Eltern, oder in öffentlichen Schulen unterrichtet. Unsere Erziehung zu Hause wird einem gedungenen Lehrmeister aufgetragen, der alle Niederträchtigkeiten seiner Erziehung mit ins Haus bringt. Es sind insgemein junge Geistliche, die sich zu dieser undankbaren Arbeit begeben, die durch den ungerechten aber strengen Ausspruch des Publicums verächtlich geworden ist. Leute, die nicht Geschicklichkeit genung haben, ein wichtiger Amt zu bekleiden, ergreifen ein Geschäfft, welches weitläuftige Wissenschaften, und die größte Kenntniß des Menschen voraus setzt.

Die öffentlichen Schulen sind gleichfalls in den Händen der Geistlichen, besonders hat sich eine gewisse Ordensgesellschaft der Sorgfalt, den meisten Theil der Jugend in Europa zu erziehen, unterzogen. Man darf nur obenhin von den Grundsätzen einer Gesellschaft, eines besondern Staats, und einer darauf eingerichteten Art zu studieren unterrichtet seyn, um zu wissen, was eine solche Erziehung für eine Wirkung haben muß. Die Geistlichkeit, die durch die Theologie von Geschäfften abgezogen, und dagegen zu beständigen Streitigkeiten gewöhnt wird, bringt uns jene Neigung zu speculiren, metaphysische Grillen zu haschen, und zu disputiren, bey, welches den eigentlichen Charakter ihres Standes ausmacht.

Sie wollen uns zu guten Christen machen, und machen uns zu unnützen Bürgern.

Wir mögen nun in öffentlichen Schulen oder zu Hause unterrichtet werden, so müssen wir doch mit der mühsamen und eckelhaften Erlernung der todten Sprachen, die wir bald wieder vergessen, einer Rhetorick, die uns weder gut reden noch gut schreiben lehrt, einer Logik, die uns zu Sophisten macht, einer Geschichte, die nichts als Jahrzahlen enthält, unsre besten Jahre verderben. Man denkt nicht daran, daß man uns zum Leben vorbereite; man setzt die Uebungen, die unsern Geist stärken sollten, hintan; man stopft uns den Kopf mit falschen Begriffen und Vorurtheilen voll. Die Erziehung verdirbt eine größere Anzahl guter Köpfe und vortrefflicher Character, als sie stumpfe Köpfe und schlechte Character verbessert.

Wenn wir aus den Kinderjahren heraus treten, so geht eine zwote Erziehung an, die wir uns selbst geben, und welche, da sie der ersten ganz entgegen gesetzt ist, öfters die Fehler der ersten verbessert. In den Ländern, wo die jungen Leute bey Zeiten in die große Welt treten, finden sie ganz andere Grundsätze, andere Wissenschaften, andere Sitten, mit einem Worte, alles ganz anders, als sie es in ihren Schulen gelernt hatten. Die gelehrte Pedanterey, womit man sie daselbst genährt hatte, macht ihnen die Wissenschaften zuwider, die sie für unnütz halten. Nur wenige fähige Köpfe wissen eine gesündere Nahrung zu finden; die andern überlassen sich einem

blinden Stolze, den Vergnügungen oder den Kleinigkeiten.

Es giebt Länder, wo man die jungen Leute einige Jahre auf Universitäten schickt, um die letzte Hand an ihre Erziehung zu legen, hier ist es sodann, wo sie vollends den Verstand und den Geschmack an den Wissenschaften [a]) verliehren. Wenn man an dieser Wahrheit zweifelte, so müßte man glauben, daß die gothischen Erfindungen sich für ein aufgeklärtes Jahrhundert schickten, und daß die finstern Zeiten der Barbarey reicher an Einsichten gewesen wären, als die, welche man die erleuchteten nennt.

Carl der große verordnete zur Ausbreitung der Wissenschaften, daß die Jugend in den hohen

a) Wenn der Herr Autor hier solche dem Studieren gewiedmete Jünglinge versteht, die die Natur zu Brandteweinbrennern oder zu Bierschenken bestimmt zu haben scheint, oder welche, wie Zachariä sagt, zum Corporal, und nicht zum Musensohn gemacht sind, so mag er allenfalls Recht haben; aber die Universitäten sind daran eben so wenig Schuld, als ein sonst fruchtbarer Boden schuld ist, das auf einem Dornstrauche keine Apricosen wachsen. Das folgende verräth mehr einen Haß gegen die Academien, als eine wohl überlegte Beurtheilung derselben. Es kann eine Sache Fehler haben, sie kann gemißbraucht werden, deswegen wird man sie nicht gleich als unnütz verwerfen. Was würden wir in der Welt wohl behalten, wenn man so philosophiren wollte. Ich wette, man würde das Werk unsers Autors, und meine Uebersetzung darzu, dem Vulcanus opfern müssen.

Stiftskirchen unterwiesen werden sollte, und trug diese Verrichtung den Geistlichen auf, die an diesen Kirchen dienten, als bey welchen die Trümmern der Wissenschaften, die den Händen der nordischen Völker entgangen waren, aufbewahrt seyn sollten. Diese Domherrn, die sich mehr um das Regiment und den Krieg, als um die Wissenschaften bekümmerten, überließen diese Unterweisung andern, die sie darzu hielten, und es entstanden daher kleine Akademien. Die Päbste, da sie sahen, wie vortheilhaft diese Einrichtung der Hierarchie und der Gewalt der Geistlichkeit wäre, bestätigten dieselben, und versahen sie reichlich mit Privilegien. Man sonderte die Facultäten von einander ab: die theologische bekam die Oberhand; die juristische, die medicinische folgten nach jener, obgleich nicht mit gleichem Ansehen. Diese drey Facultäten machten zusammen ein ganzes aus, und die Philosophie war dabey nur zufällig.

Um zu sehen, wie nützlich diese Einrichtung der leztern sey, darf man sich nur ein Mitglied der philosophischen Facultät vorstellen, wie es die arabische, hebräische, griechische Sprache, die Alterthümer, eine trockene und unnütze Gelehrsamkeit vorträgt; man darf sich nur erinnern, in welchen Ehren man die Subtilitäten der Theologie, die Stacheln der Rechtsgelahrheit, die Ungewißheit der Medicin hielt, und mit welcher Verachtung man die Philosophie zu Boden drückte; man darf nur das Leben und die Schriften jener Doctoren durchlaufen, um zu sehen,

wie

wie wenig sie zur Aufnahme der Wissenschaften beygetragen haben.

Wir haben die wenigen Philosophen, die uns seit der Wiederherstellung der Wissenschaften mit neuen Einsichten bereichert haben, nicht den Universitäten zu danken. Montagne, Baco, Cartesius, Newton, Locke, Leibnitz, Schaftsbury, Maupertuis, haben sich im Umgange mit Leuten, unter den Geschäften, in den Lägern gebildet. Wenn diese großen Männer in den Schulen wären unterwiesen worden, so wäre ihr Genie durch die ansteckende Mittelmäßigkeit ihrer Lehrer gewiß verdorben worden.

Die Schulen der epicurischen Philosophie, die in Frankreich zu Ende des letztern und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts entstanden, sind ein augenscheinlicher Beweis dieser Wahrheit. Die Anhänger dieser Philosophie kamen nicht aus einer dunkeln Schule oder aus einem finstern Collegio hervor. Sie besaßen alles, was man groß, geistreich, fein, tugendhaft unter ihrer Nation nennen kann. Sie waren Leute, die eben so tapfer, als artig, eben so erhaben in ihrer Denkungsart, als angenehm in Gesellschaften, eben so gute Soldaten und Staatsmänner, als Gelehrte waren. Der beredte Polignac, der weise Catinat, — was für Nahmen!

Wir wollen unsere eingeschränkte Erziehung mit der ungezwungenen und edlen Erziehung der Alten vergleichen. Ein junger Mensch ward bey Zeiten unter die Hände eines Philosophen gegeben, welcher öfters ein Staatsmann, ein großer General war.

Anstatt den Geist des jungen Menschen durch leere Speculationen, durch eine schüchterne Sittenlehre niederzuschlagen, unterhielt man ihn bloß mit dem, was die Wissenschaften großes und nützliches an sich haben. Indem man seinen Verstand erheiterte, bildete man zugleich sein Herz durch Lehren, die durch Beyspiele unterstützt wurden. Man gab auf die Reinigkeit seiner Sitten, auf die Munterkeit seines Körpers, auf die Dauerhaftigkeit seiner Gesundheit fleißig Achtung. Nichts ward bey dieser Art der Erziehung vernachläßigt; alles zielte darauf ab, einen brauchbaren, einen großen Mann und einen guten Bürger zu bilden.

Die Philosophen vom höchsten Range, vom größten Ruf, die den wichtigsten Aemtern vorstanden, glaubten sich nicht zu beschimpfen, wenn sie sich der Erziehung junger Leute unterzogen. Was denkt unser eitles Jahrhundert, wenn es den Xenophon einen Agesilaus, den Plato einen Dio, den Socrates einen Alcibiades, den Xenocrates einen Phocion, den Megalophanes einen Philopömon, den Cicero verschiedene vornehme Römer, den Seneca einen Nero, den Plutarch einen Trajan, den Longin eine Zenobie erziehen sieht? Was würde es sagen, wenn ein Baco, ein Temple, ein Catinat, ein Schaftsbury es diesen großen Männern nachgethan hätten? Man stelle diese Nahmen neben unsere Hofmeister, unsere Lehrer, und sehe, wie groß der Unterschied ist. Niemand in der Welt ist so glücklich als Schaftsbury; wir werden auch von keinem Locke erzogen.

Zu diesem verdorbenen Geschmack unserer Erziehung und unserer Universitäten gesellt sich noch eine Verachtung des schätzbarsten Theils der Philosophie. Man beschäftigt sich zu sehr mit der natürlichen Philosophie, und vernachläßigt zu sehr den practischen Theil derselben. Alle Academien sind voll von physicalischen Experimenten und Anmerkungen über die Naturgeschichte. Alle unsere Philosophen sind Physiker, und zum Unglück öfters nur mit Kleinigkeiten in der Physic, und mit bloßen Spielwerken der Neugier beschäftigt.

Man muß mit Dankbarkeit alle Vortheile erkennen, die uns die Physic und die Naturgeschichte verschaft haben. Sie haben uns in der Oeconomie, in den Künsten, in der Arzneykunst weiter gebracht; wir genießen eine Menge Bequemlichkeiten, die die Frucht der Erlernung dieser Wissenschaften sind. Aber die Menschen, die immer alles mißbrauchen, treiben auch die Untersuchungen in der Physic zu weit, und thun der Philosophie dadurch Schaden.

Es giebt Wissenschaften, die mehr Zeit und Mühe als Genie erfodern. Von dieser Art sind die Naturgeschichte und die Physic. Ein Mensch kann nicht alles sehen; wenn er sich die Anmerkungen seiner Vorgänger bekannt macht, so kann er leicht noch mehr hinzu setzen. Wir haben es unstreitig in der Physic weiter gebracht, als die Alten.

Diese Leichtigkeit die Alten zu übertreffen, sie mag nun wahr oder eingebildet seyn, diese Hofnung neue Entdeckungen zu machen, brachte unsere Gelehrten auf die natürlichen Wissenschaften. Eine

Menge b) Academien, die zu Untersuchung derselben gestiftet sind, unterhalten diesen Eifer. Aber man hat den rechten Weg verfehlt.

Man erstaunt, wenn man die Werke eines Aristoteles und Plinius untersucht, über ihre weitläuftigen Einsichten; man bewundert das Genie, das man bey ihnen findet, und das man in der Naturgeschichte so wenig sucht. Der Tractat des Theophrastus von den Steinen ist in einer so guten Sprache geschrieben, von welcher unsere Experimentenmacher sehr wenig besitzen. Anstatt diesen Mustern nachzuahmen, halten sich unsere Neuern blos an eine trockene Erzählung. Ihre Methoden haben das Schicksal der methaphysischen Systeme: eins hebt das andere auf; eins verschlingt das andere, so, wie die Zauberer Schlangen verschlingen. Unsere natürliche Geschichte ist ein bloßes Wörterbuch.

Sie verfällt sogar auf Kleinigkeiten. Unser weitläuftiger Handel setzt uns in den Stand, die Selten-

b) Der Herr Autor verfährt hier gar nicht wie ein accurater Philosoph. Da er bisher von Schulen und Academien, die aus Lehrenden und Lernenden bestehen, geredet hat, so mengt er jetzt die so genannten Academien, die aus einer bloßen Gesellschaft gelehrter Leute bestehen, und meistentheils von Höfen unterhalten werden, mit ein. Der Tadel der einen kann aber unmöglich die andern treffen, da sie ihrer Einrichtung und Absicht nach sehr von einander unterschieden sind. Diese Unordnung dauert indeß bey unserm Verfasser fort, und ein aufmerksamer Leser muß diese Anmerkung nicht aus der Acht lassen.

tenheiten aller Welttheile zusammen zu bringen. Man legt Cabinetter an. Aber mit welchen Lappereyen füllt man sie nicht zum öftern an? Wie können wir es wagen, über einen Pedanten zu lachen, der einen Schatz verschimmelter Alterthümer zusammen sucht, da wir selbst unser Leben damit zubringen, daß wir Schmetterlinge haschen, Muscheln und Steine suchen, und sie in Ordnung bringen? Wenn Nicole dem Pascal seine Neigung zu Kleinigkeiten verweisen will, so nennet er ihn einen Schneckensammler. Was würde er wohl von unsern Feldläufern, von unsern Kieselsteinsammlern sagen? Die Bälle sollten nur ein Spielwerk für die Kinder seyn, und unsere sogenannten Philosophen machen eine ernsthafte Beschäftigung daraus.

Diese Betrachtungen haben nicht die Absicht, den Fleiß, den man auf die Physik und die Naturgeschichte wendet, verächtlich zu machen, deren angenehmes und nützliches man gar wohl einsiehet. Alle Talente verdienen Hochachtung, aber in gewissen Graden. Der gelehrte Fanatismus schließt ohne Grenzen alles aus, was nicht zur Sache gehört. Man erniedrigt aber den schönen Namen eines Philosophen, wenn man ihn tändelnden Experimentenmachern, mit Blut besudelten Zergliederern, starkbeinigen Botanisten, mit Kohlen berußten Chymisten giebt. Ein Mäuerer ist ohne Zweifel zur Erbauung eines Hauses eine sehr nöthige Person; aber er muß sich den Namen eines Baumeisters nicht geben. Dieser Name, und die damit verknüpfte Achtung kömmt

nur dem großen Geiste zu, der den Plan zeichnet, und die Aerme regiert, die unter ihm arbeiten.

Man wird aus dieser kurzen Vergleichung der ältern Philosophie mit der neuern sehen, ob diese letztere die Verachtung verdient, in welche sie verfallen ist. Man wird sehen, daß der Ton der unsrigen nicht geschickt ist, ihr einen Vorzug zu geben, und daß der schlechte Geschmack unserer Philosophen sie sehr von der Achtung entferne, nach welcher sie so begierig sind. Man wird zugleich sehen, daß das Publicum sehr Unrecht habe, wenn es die Fehler der falschen Philosophie der wahren auf die Rechnung schreibt.

Es giebt ohne Zweifel Mittel, der Philosophie ihren alten Glanz wieder zu geben. Ohne mich vor dem Namen eines Projectmachers zu fürchten, der keinesweges die schlechten Begriffe verdient, die sich der gemeine Haufe von ihm macht, will ich es wagen, einige Mittel darzu vorzuschlagen.

Es wäre zu wünschen, daß die Erziehung der Jugend geschicktern Händen anvertrauet würde, Leuten, welche den Einfluß des Körpers auf den Geist, und die Gewalt der Gewohnheiten verstünden; Leuten, die scharfsinnig genung wären, die Stärke der Eindrücke, die von gleichgültig scheinenden Dingen gemacht werden, zu erkennen; die aufmerksam genung wären, dem Geiste in seiner Entwickelung und auf seinem Wege zu folgen; die endlich Einsicht und Geschmack genung hätten, nützliche Kentnisse von denen zu unterscheiden, die nur für die Schulen gehören. Die gemeine Gelehrsamkeit, so eine hohe

Meynung man auch insgemein davon hegt, reicht nicht zu, um einer so schweren und erhabenen Verrichtung gewachsen zu seyn. Die erleuchtesten Philosophen sollten sich damit beschäfftigen. Aber ich werde gewahr, daß ich, wie ein guter Bürger, zu träumen anfange.

Der Herr d'Alambert hat die Fehler und die Mittel zur Verbesserung der Erziehung in den Schulen so wohl gezeiget, daß ich nichts mehr hinzu zu setzen brauche. Ich will also nur von unserer zwoten Erziehung reden, die öfters noch schlechter und unnützer ist, als die erste, die man aber gar leicht verbessern könnte.

In den Ländern, wo die jungen Leute zu zeitig in die große Welt gebracht werden, bringen sie noch ganz rohe und übel verdauete Begriffe mit hinein. Da sie dieselben zu nichts brauchen können, so halten sie dieselben alle für gleich unnütz, werfen sie alle weg, und bleiben auf ihre ganze Lebenszeit schlecht unterrichtet. In den Ländern, wo die Universitäten noch in einiger Achtung sind, verlieren die jungen Leute entweder ebenfalls den Geschmack an den Wissenschaften, oder werden Pedanten.

Ein Philosoph könnte, so wie die großen Männer des Alterthums, eine gewisse Anzahl junger Leute, die Hoffnung des Staats, um sich haben, sie zu den Geschäfften anführen, mitten in der Welt, am Hofe oder in den Gärten des Epicurs mit ihnen philosophiren. Vor einigen Jahren entwarf ein gelehrter Deutscher einen Plan zu einer practischen Academie für die Geschäffte. Ich weiß nicht, ob sie zu Stande

gekom-

gekommen ist; aber der Einfall war glücklich, und werth in Absicht auf alle practischen und wirklich nützlichen Wissenschaften nachgeahmt zu werden.

Eine solche Erziehung ist gewiß nicht das Werk eines Mannes, der im Staube der Schule grau geworden ist. Man gelangt nie zu einer wahren Geschicklichkeit, selbst in der Philosophie, wenn man nicht Erfahrung, nicht Kenntniß der Welt und der Menschen hat. Wenn diese Beschäfftigung mehr Ehre brächte, so würde es nicht an geschickten Leuten fehlen, welche, der Last der Geschäffte müde, mit Vergnügen das Mittel ergreifen würden, sich noch einmal der Welt in ihrer philosophischen Einsamkeit nützlich zu machen. Warum muß uns ein Volk, das wir noch für halb barbarisch halten, in einer so löblichen Sache zuvor kommen? Die großen Männer in Persien erhalten, wenn sie bey Hofe in Ungnade gefallen sind, noch immer den Beyfall und die Achtung des gemeinen Wesens, indem sie sich auf den Unterricht in der Philosophie legen. Diejenigen, die sich bey Zeiten darzu begeben, genießen einer Achtung, die allemal soviel werth ist, als die Gnade ihres Monarchen.

Die Erfahrung zeigt, daß es auch unter uns möglich sey. Einer von den großen Kriegsmännern und geschickten Gesandten dieses Jahrhunderts hat mir öfters versichert, daß er seine Erziehung einem Generale von einer Nation zu danken habe, von welcher wir keine großen Beyspiele erwarten. Er war der Schulgelehrsamkeit, von welcher er keinen Nutzen einsehen konnte, überdrüßig, ließ sie fahren, und

begab

begab sich in Kriegsdienste. Der General, da er die Fähigkeit dieses jungen Menschen, und die Ursache seines Ueberdrusses merkte, versöhnte ihn wieder mit den Wissenschaften, unterrichtete ihn unter seinem Zelte, und mitten unter der Versammlung des Hofes, brachte ihm den wahren Geschmack im Lesen bey, und machte einen verständigen Mann aus ihm. Sollte dieses Beyspiel so selten seyn, daß es angeführt zu werden verdiente? Sollten ein Chesterfield, ein Tessin sich zu schämen haben, daß sie nach ihrem Abtritte ihre erworbenen Einsichten noch andern mitzutheilen suchen?

Es würde auch der guten Philosophie nützlich seyn, wenn das Publicum mit mehrerer Billigkeit den innern Werth der Wissenschaften bestimmte, und seine Achtung darnach einrichtete. Man sahe den Nutzen, den einige Academien stifteten, und glaubte diesen Nutzen zu vermehren, wenn man mehrere anlegte. Bald wird alles zu Academien werden. Jede mittelmäßige Stadt will die ihrige haben. Petronius sagt, daß in Rom leichter ein Gott als ein Mensch zu finden sey: und bey uns ist eher ein Academist als ein vernünftiger Mann zu finden. Die Academien entziehen allen Classen des Volks nützliche und nothwendige Mitglieder.

So viel mittelmäßige Köpfe können sich nicht alle mit großen Gegenständen beschäfftigen. Die Begierde zu glänzen, sich als würdige Academisten zu zeigen, verleitet sie zu Kleinigkeiten. Man will Preiße gewinnen, und sein Haupt mit jenen nichts bedeutenden Lorbern zieren. Man verfällt auf physica-

sicalische Spielwerke, und die wahre Philosophie bekommt einen Theil von der Verachtung, womit Leute von Einsicht diese artig tändelnden Philosophen beehren.

Die Zahl der Naturgelehrten, die ein weites Feld übersehen, und ihre Kenntnisse dem menschlichem Geschlechte nützlich machen, ist überaus klein. Wieviel von unsern Academisten sind mit einem du Hamel, Buffon, Justi, und Linnäus zu vergleichen? Unterdessen sind dieses die Muster, die man nachahmen sollte, wenn die physicalischen Wissenschaften gegen dem Vorwurf der Unbrauchbarkeit gerettet werden, und der Bemühung eines Philosophen würdig seyn sollen. Ein großer Mann ist im Großen groß: wehe dem, der nur im kleinen groß ist!

Diese Fehler der Philosophen, welche die Philosophie erniedrigen, sind nicht stets willkührlich. Die Art zu denken bey den Großen, die heutigen Regimentsformen verweisen die Wissenschaften allzu streng in die Schulen, und verhindern die guten Genies sich hervor zu thun. Die wahre Philosophie liegt unter der Schale der Schulgelehrsamkeit verborgen, und der Philosoph, mit den Pedanten in eine Classe gesetzt, hat nicht Gelegenheit, sich zu zeigen.

Es ist eine bekannte und ewige Wahrheit, daß wir nur das lieben können, was uns bekannt ist. Wie sollten die Großen bey ihrem schlechten Unterrichte, das Erhabene in den Wissenschaften schätzen können? die Erziehung der Regenten wird der Aufsicht der Minister anvertraut, und von Geistlichen besorgt. Die eigennützige Herrschsucht der Minister verleitet sie zu einer falschen Staatsklugheit, von der

sie

sie so oft sind hintergangen worden, daß sie ihren Herrn in einer schimpflichen Unwissenheit verderben lassen, um desto gewisser über ihn zu herrschen. Der Unterricht der Geistlichen macht sie ebenfalls zu Beschützern der Unwissenheit: sie wollen lieber fromme als kluge Menschen aus ihnen ziehen.

Man erstaunt, wenn man die alte Geschichte durchläuft, über die große Anzahl gelehrter Regenten. Man bewundert ihre gründlichen Einsichten in allen nützlichen Wissenschaften, so entfernt sie auch öfters von ihrem Stande sind. Fast alle Könige in Egypten, Syrien, Sicilien, dem eigentlichen Asien waren in der bürgerlichen und Naturgeschichte, in der Philosophie, in den schönen Wissenschaften erfahren. Verschiedene unter ihnen waren selbst Poeten, Geschichtschreiber, und Verfasser anderer schätzbarer Werke. Unter den römischen Kaysern treffen wir weit mehr gelehrte als ungelehrte an. Selbst Länder, die unter der Barbarey lagen, sind von gelehrten Prinzen regiert worden. Wie hoch schätzten die Alten nicht die Schriften eines Mithridates und Juba? Darf man sich wundern, daß Prinzen, die so seltene Gaben besaßen, der Philosophie und den Wissenschaften ihre Gunst angedeyhen liessen, und daß ihre Minister, ihre Favoriten, ihre Freunde, (wie man sie plump in diesen aufgeklärten Zeiten nannte) die größten Philosophen, die gelehrtesten Männer ihrer Zeit waren? Es ist zwischen den grossen Geistern eine sehr merkliche Sympathie.

Die neuern Prinzen, die so oft schlecht erzogen werden, sind meistentheils mit einer ganz andern Art

von

von Leuten umgeben. Wir wollen artiger seyn, als die Alten, und kleben dennoch an schlimmen gothischen Gewohnheiten. Unter den Barbarn der mittlern Zeiten waren die Besitzer der Lehnsgüter alles, und das übrige der Nation gar nichts. Sie hatten daher allein das Recht, sich dem Monarchen zu nähern, so wie der hohe Adel heut zu Tage. Als die Etiqvette, die Frucht der kindischen Eitelkeit des Hofes zu Constantinopel, in Europa eingeführt ward, so ward durch dieselbe die Gesellschaft der Könige, so wie alle ihre Handlungen auf einen gewissen Fuß gesetzt. Man muß einen Titel haben, wenn man mit einem Prinzen sprechen will. Aber die Vorsehung, die allzeit gerecht ist, verbindet nicht immer Gaben und Verdienste mit barbarischen Gewohnheiten Es ist ein Beweis eines erhabenen und mächtigen Geistes, wenn man sich von der Sclaverey eines lächerlichen Ceremoniels loß macht. Die römischen Kaiser ließen sich, wenn sie aufs Land giengen, anstatt der Ober-Jägermeister und Kammerherrn von Philosophen und witzigen Köpfen begleiten.

Noch ein andres Ueberbleibsel der Barbarey entfernt die Philosophen von der großen Welt, in der sie sich zeigen sollten. Man hat aus der Regierungskunst einen Mischmasch gemacht, sie mit untergeordneten Dingen verknüpft, und in mechanische Formalitäten versteckt. Der Geschmack und das Ansehen der Juristen aus den mittlern Zeiten breitet sich über alle Staatsgeschäffte aus. Man macht ein Handwerk daraus, das öfters handwerksmäßig erlernt werden muß. Die Minister reden so, wie die mittelmäßigen Aerzte von nichts, als einer langen Er-

fahrung; gleich als ob eine blinde Routine den Mangel des Genies ersetzen könnte. Diesem Vorurtheile zu Folge, ist man wider einen Menschen eingenommen, der sich nicht erst lange Zeit im Dunkeln mit Staatskleinigkeiten abgegeben hat. Man führt immer gern den Einfall Willhelms III über den Newton an. Man bemerkt aber nicht, daß die großen Staatsmänner mit einem Sprunge ihre Laufbahn betreten haben. Man will nicht begreifen, daß ein Mann, der schon eine große Einsicht in den erhabensten Wissenschaften gezeigt hat, eben diese Einsichten auch in der Regierungskunst haben könne, deren feste Grundsätze nur eine glückliche Aufmerksamkeit erfodern.

Die Philosophie ist die Kunst, die Gründe und die Verbindungen aller unserer Ideen zu finden; die Kunst, Wirkungen zusammen zu halten, um die Ursachen davon zu entdecken, und Ursachen mit einander zu verbinden, um mögliche Wirkungen vorher zu sehen, oder daraus her zu leiten. Sie schickt sich demnach für alle Wissenschaften, und alle Wissenschaften schicken sich für sie.

Sie wählt aber gern die nützlichsten, die würdigsten zu ihrer Beschäfftigung. Da die Tugend schätzbarer ist, als die Gelehrsamkeit, so giebt sie der Moral den ersten Rang. Sie läßt die Kunst zu regieren auf diese folgen, weil das Glück eines jeden einzelnen Menschen von dem Glück der ganzen Gesellschaft abhängt. So ordnet sie alle Wissenschaften nach den verschiedenen Graden des Nutzens, den sie stiften. Sie sucht unsere Seele zu erheben, indem sie unsern Verstand aufklärt, und

gründet ihre Lehren auf deutliche Grundsätze, wenn sie unser Herz bilden will.

Die Philosophie wird ihren alten Glanz wieder bekommen, wenn wir sie zu ihrer wahren Bestimmung zurück zu bringen wissen. Der Name eines Philosophen wird nichts verächtliches mehr haben; er wird hingegen der Gegenstand der Bewunderung und Liebe einer Nation seyn. Und wie sollte man seine Hochachtung einem Manne versagen können, der durch seine weitläuftigen Einsichten, durch seinen scharfsinnigen Verstand eben so groß ist, als durch seine erhabene Tugenden; der ohne Unterlaß das in den Wissenschaften aufsucht, was dem menschlichem Geschlechte nützlich ist, und sich bemühet, dasselbe zum Glück seiner Mitbürger anzuwenden?

Wenn wir die Philosophie mit diesem Geiste studieren, so werden wir den heitern Tag erleben, von welchem ich die Morgenröthe schon zu sehen glaube. Die Augen der Philosophie werden nicht bloß, wie bisher auf der Oberfläche bleiben, sondern in das innerste der Wissenschaften dringen. Man wird allenthalben Ordnung und Deutlichkeit einführen. Wir haben schon einige Proben davon. Das vortreffliche Werk von den Gesetzen des Herrn Montesqvieu beweist, zu welcher Vollkommenheit die Gesetzgebung durch die Hülfe der Philosophie könne gebracht werden. Wir haben philosophische Werke über die Oeconomie, über die Policey, über die Handlung, über die Finanzen. Die Geschichte selbst, die ehemals ein schwerfälliges und trockenes Werk des Gedächtnisses war, fängt an etwas von dem Geist der Philosophie anzunehmen; sie kann eine schöne Sammlung morali-

scher

scher und politischer Erfahrungen werden. Ein Philosoph, der sie geschickt mit einander zu verbinden weis, wird daraus die nützlichste und lehrreichste Wissenschaft machen.

Die Regierungskunst wird ebenfalls die größten Vortheile von einer glücklichen Anwendung der Philosophie ziehen. Ich kenne zwar die voreilige Neigung unserer Minister und Staatsmänner, alles für Grillenfängereyen und Chimären zu halten, was die engen Grenzen ihres Genies überschreitet, oder ihre kleinen Seelen stutzig macht; aber eine mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Geschichte und den Weg der menschlichen Vernunft, wird uns erstaunliche Veränderungen zeigen, die seit einigen Jahrhunderten in den Grundsätzen der Politik sich hervor gethan haben. Wie viel neue Systeme, wie viel abgeschaffte Mißbräuche, wie viel ausgerottete Vorurtheile!

Dem ohngeachtet ist noch viel zu erfinden, zu thun, zu verändern. Ein Staatskundiger Descartes wird uns wegen der Güte einer blinden Routine in den Staatsgeschäfften leicht zweifelhaft machen, ob sie gleich durch das Beyspiel unserer Vorfahren geheiligt ist. Man sagt, daß das gemeine Volk wider die Neuerungen, als Neuerungen, eingenommen sey. Dieser Geschmack des Volks erstreckt sich sehr weit, und selbst bis auf die, welche die obersten Stellen bekleiden. Wir müssen uns nicht einbilden, daß unsere Vorfahren, da sie aufhörten, Barbaren zu seyn, alles bis auf den Grund erschöpft haben; wenn wir uns ihrer Einsichten bedienen, so können wir noch viel weiter sehen.

Man macht sich nach und nach von den Vorur-

theilen und den Subtilitäten loß, die die Rechtsgelehrten, unsere ehemaligen einzigen Staatsmänner, in die Politik gebracht haben. Wir haben Männer aus dem gemeinen Haufen ihre Stimme erheben, Mißbräuche zeigen, Vorurtheile bestreiten hören. Weise Minister haben sich diese Erinnerungen zu Nutze gemacht, und verschiedne Theile der Staatsgeschäffte sind dadurch vollkommener gemacht worden

Die Völker werden glücklich seyn, wenn die Philosophen Minister, oder die Minister Philosophen seyn werden. Alsdann werden wir aller Vortheile genießen, die uns Natur und Kunst versprechen: der Ruhe von innen, wenn das Volk überzeugt ist, daß es mit Weisheit regiert wird, und wenn die Regenten das Glück ihrer Unterthanen für ihr wahres Interesse ansehen; der Ruhe von aussen, wenn der Staat mächtig genung ist, sich bey seinen Nachbarn Ehrerbietung zu verschaffen.

Dieser Zeitpunkt ist vielleicht näher, als wir denken. Das Wachsthum der gesunden Vernunft und der philosophischen Einsichten versichert uns davon. Warum sollten wir uns diese schmeichelhafte Hoffnung nicht machen? Wir sehen einen der vornehmsten Thronen mit einem Philosophen besetzt, mit einem Prinzen, der durch seine tiefe Einsicht in die Philosophie und in die Wissenschaften, der größte Staatsmann, und der größte Feldherr seiner Zeit geworden ist; mit einem Prinzen, dessen große Eigenschaften die angenehmen nicht ausschließen; mit einem Prinzen, der mit dem Genie und der Tapferkeit eines Cäsars die Talente eines Julians und die Tugenden eines Marcus Antoninus vereinigt.

Von

II.

Von der Liebe und der Eifersucht.

— — — — — — Sive
Candida vicini ſubriſit molle puella
Cor tibi rite ſalit? — — — —

Pers. Sat. IV.

Von der

Liebe und der Eifersucht.

Ich mache mich an eine schwere Materie. Alle, die sie bisher abgehandelt haben, sind an verschiedenen Klippen, entweder einer chimärischen Strenge, oder einer groben Ausgelassenheit gescheitert.

Alles, was man vernünftiges über die Liebe sagen kann, wird beständig von zweyerley Leuten getadelt werden: von den harten und strengen Köpfen, die allenthalben lauter Frechheit gewahr werden, wo sie nichts von dem finstern Humor, der sie beherrscht, entdecken können; und dann von den seichten Köpfen, die nur dem Eigensinne ihrer ausschweifenden Einbildungskraft und einer willkührlichen Mode folgen, und alles lächerlich machen, was die Grenzen ihrer thörichten Begriffe überschreitet. Die erstern verdienen Nachsicht, weil ihre Absichten gut sind; die andern aber Verachtung, und das demüthigende Mitleiden, das ein vernünftiger Mensch jenen Insecten in Menschengestalt schuldig ist, welche ohne Unterlaß in dem weiten Raume der Meynungen herum flattern, ohne sich je auf eine Wahrheit nieder zu setzen.

Weder die große Anzahl von Leuten aus diesen beyden Classen, noch die Seltenheit derer, welche anstatt der Vorurtheile lieber die Vernunft hören, noch die schlüpfrige Bahn, auf der ich werde zu gehen haben, soll mich von einer Untersuchung abhalten, die ich für das menschliche Geschlecht für sehr nützlich halte. Wenn die Leidenschaften unser Glück oder Unglück entscheiden, wenn ihre Natur und ihre Stärke so gar einen Einfluß auf die Gesetze, und die Mittel, diese in Ausübung zu bringen, hat, so kann wohl kein wichtigerer Gegenstand für den Philosophen, für den Gesetzgeber, und für einen jeden Menschen, der nach der Glückseligkeit strebt, gefunden werden, als die Untersuchung der allgemeinsten und wirksamsten Leidenschaft.

In diesem Gesichspunkte nemlich habe ich mir die Liebe zu betrachten vorgenommen. Ich will mich begnügen, ihre Natur zu untersuchen, und die gegenseitigen Einflüsse dieser Leidenschaft in die Regierungsart, die Sitten und das Glück des Volks, und umgekehrt, zu betrachten. Diejenigen, die uns die Geheimnisse der Religion erklären, halten es für nöthig, uns eine Vollkommenheit vorzustellen, welche der natürliche Mensch, sich selbst überlassen, nie erreichen kann, und keine andern Sitten zu billigen, als je mehr sie sich dieser Vollkommenheit nähern.

Man würde sich mit einer bekannten Wahrheit eine unnöthige Mühe machen, wenn man beweisen wollte, daß der Schöpfer die Leidenschaften in die moralische Welt als die Triebfedern aller Handlungen gelegt habe. Nur einige Enthusiasten hat es

gegeben, die, der Unbequemlichkeiten wegen, welche unsere Leidenschaften verursachen, eine unmögliche Nothwendigkeit sie ganz auszurotten behauptet haben. Nicht anders als wenn ein Mensch, des Schadens wegen, den er einen fallenden Körper verursachen sieht, verlangen wollte, daß der Körper keine Schwere haben, und folglich die ganze Einrichtung des Weltbaues sich verändern sollte.

Wenn man aber auch den Nutzen der Leidenschaften leicht einräumt, so ist man doch wegen ihrer Natur nicht so vollkommen unterrichtet. Es hat sich in den Wissenschaften eine gewisse Methode eingeschlichen, die uns leicht irre führt. Die scholastischen Köpfe, die gewohnt sind, zu theilen, zu abstrahiren, glauben die Gegenstände besser untersuchen zu können, wenn sie ihnen nach und nach ihre verschiedenen Eigenschaften nehmen. Diese Eigenschaften sind unterdessen ihrer Natur nach von den Dingen unzertrennlich, und man bringt, wenn man sie davon absondert, nichts als Hirngespinste hervor, die nirgends als in der Einbildungskraft bestehen.

Um den Menschen im Grunde kennen zu lernen, sondert man einen Theil seiner natürlichen Neigung, die ihn zum gesellschaftlichen Leben treibt, von ihm ab, und um seine Leidenschaften und seinen Zustand zu untersuchen, schafft man sich eine Chimäre, ein einsames Wesen, welches niemals da gewesen ist. Es ist dem Menschen eben so nothwendig, sich mit seines gleichen zu vereinigen, und mit andern Menschen ein ganzes auszumachen, als es den Bienen nothwendig ist, sich in einen Schwarm zusammen zu

begeben. Der natürliche Stand des Menschen, in so fern er der Gesellschaft entgegen gesetzt wird, ist demnach nichts, als eine leere Einbildung, deren Untersuchung weiter zu nichts dient, als unsere Irrthümer zu vermehren.

Diese Art, den Menschen zu betrachten, hat den Unterschied unter natürlichen und gemachten Leidenschaften veranlaßt. Man leitet die ersten bloß von einer natürlichen Empfindlichkeit, und die andern von der Einrichtung einer Gesellschaft her. Wenn unterdessen die Neigung zum gesellschaftlichen Leben dem Menschen eben so natürlich ist, als die natürliche Empfindlichkeit, wie man daran nicht zweifeln kann, so sind die Leidenschaften, die eine Folge dieser Neigung sind, eben so natürlich, als die andern. Die Ehrbegierde, der Geschmack an der Freundschaft, sind eben so wenig gemachte Leidenschaften, als der Hunger und der Durst gemachte Empfindungen sind. Die Gesellschaft, die eingeführten Sitten, die Erziehung geben zwar diesen Leidenschaften eine gewisse Wendung: aber es betrifft nur die äußerliche Gestalt derselben; im Grunde bleiben sie immer eben dieselben.

Alle unsere Leidenschaften sind demnach aus verschiedenen Theilen des Naturtriebes zusammen gesetzt; Theile, die man nicht trennen darf, wenn man die Natur der Leidenschaften untersuchen will. Es giebt einige, die von der natürlichen Empfindlichkeit, und andere, die von der unüberwindlichen Neigung zur Gesellschaft abhängen.

Die Liebe entstehet also aus dem physicalischen Bedürfnisse, mit welchem der Schöpfer die Fortpflanzung des Geschlechts verknüpft hat, und diesem allgemeinen Bande der moralischen Welt, das uns zur Vereinigung mit einem gewissen Gegenstande reitzet, um mit ihm eine kleine Gesellschaft auszumachen. Um diese Wahrheit zu beweisen, darf man nur auf das Achtung geben, was einem aufmerksamen Menschen in einer Frauenzimmergesellschaft begegnet. Er wird nicht immer der schönsten den Vorzug geben; der Geschmack an der Schönheit ist unterdessen die Wirkung eines physicalischen Bedürfnisses; ein Geschmack, der, wenn er allein ist, mehr von der natürlichen Empfindlichkeit, und weniger von dem Gefühl der gesellschaftlichen Tugenden zeigt. Er wird zum öftern ein Frauenzimmer ihrer Gesichtsbildung oder ihrer Annehmlichkeiten wegen vorziehen. Diese Gesichtsbildung, diese Annehmlichkeiten aber sind äußerliche Kennzeichen der Eigenschaften und Bewegungen der Seele. Wir bestimmen uns also für die Eigenschaften des Charakters, dessen Uebereinstimmung mit dem unsrigen, oder Achtung, die wir gegen denselben haben, uns das größte Glück in einem vertrauten Umgange verspricht.

Einige Philosophen, die von dem physicalischen Bedürfnisse zu sehr gerührt sind, finden in der Liebe nichts, als diesen groben Trieb. Es ist nichts in dieser Leidenschaft gut, sagen sie, als das physicalische; das übrige ist nichts, als eine feine Erfindung der Selbstliebe, das der Mensch zu seiner Quaal hinzu gesetzt hat. Die Thiere, die bloß der

Stimme

Stimme der Natur gehorchen, sind weit glücklicher. Diese cynische Meynung verunehrt die Menschheit, und setzt uns in die Classe der Thiere. Zu gutem Glück wird sie durch das innere Gefühl eines jeden wohlgearteten und wohlerzogenen Menschen widerleget.

Andere, entweder Enthusiasten oder Heuchler, verbannen aus der Liebe alles, was den Sinnen schmeichelt. Sie schwatzen von einer allgemeinen Harmonie, von einer Neigung zur ursprünglichen Schönheit, von einer Sympathie der Seelen, welche, da sie von einander getrennt sind, alle Mittel aufsuchen, um sich mit einander zu vereinigen. Sie vernichten den Menschen, und schaffen sich ein Gespenst; dessen chimärisches Wesen sie durch die Erfahrung einsehen lernen, welche ihnen zeigt, daß sie eben so wohl einen Körper als eine Seele haben.

Von diesen beyden falschen und ausschweifenden Meynungen ist unterdessen die letzte am ersten zu dulden. Wenn ich zween Unbekannte anträfe, von denen der eine gegen den Geist und die Reitze desselben, der andere aber gegen die Schönheit am empfindlichsten wäre, so würde ich gewiß mehr für den erstern eingenommen seyn. Die Regelmäßigkeit in der Gesichtsbildung, eine schöne lebhafte Farbe sind nicht die Kennzeichen einer schönen Seele. Eine Person, die bloß davon gerührt wird, ist sehr sinnlich, und wenig geschickt zur Tugend und zu großen Talenten zu gelangen. Der, welcher die Kennzeichen einer schönen Seele liebet und hochschätzt, beweist mir, durch diese Uebereinstimmung der Ideen, daß

er

er fähig sey, die schätzbarsten Eigenschaften zu erlangen, oder so glücklich, dieselben schon zu besitzen. Man muß aus allen denen, die sich nur durch die Augen regieren lassen, nicht viel machen. Eine Dame von vielem Verstande sagt, daß diese unglückliche Scharfsichtigkeit der größte Fehler eines Characters sey.

Der Trieb zur Gesellschaft, da er zur Leidenschaft geworden ist, hat sich nach der Verfassung der Gesellschaften richten müssen. Die Erziehung, die Sitten, die Regierungsart, die Religion, das Studiren müssen bey dem Begriff, den man sich von der Liebe macht, bey der Achtung, die man ihr erweist, bey den Veränderungen, mit welchen man sie treibt, zu Hülfe genommen werden. Bald erscheint das physicalische Bedürfniß in aller seiner Stärke; bald hält ihm die Neigung zur Gesellschaft das Gegengewicht, und ruft die Kunst der Natur zu Hülfe.

Eine neu errichtete Gesellschaft, der es noch an allem fehlt, ist mit nichts als den vornehmsten Bedürfnissen beschäfftigt. Viele Dinge bleiben noch gemeinschaftlich, deren Eigenthum, wegen des ungewissen Zustandes dieser noch ungestallten Gesellschaft, nicht so gleich fest gesetzt werden kann. Die Mitglieder einer solchen Gesellschaft, die nur für ihren Unterhalt zu sorgen haben, empfinden die Liebe, als einen Theil ihrer Bedürfnisse, und befriedigen sie eben so wie den Hunger und den Durst. Da ihr herumschweifendes Leben sie verhindert, etwas

eigenthümliches zu haben, so werden auch die Weiber unter ihnen gemeinschaftlich seyn.

Die Wilden sind ein Bild dieser neu entstehenden Gesellschaften. Sie lieben auf eine ihrer barbarischen Verfassung ähnliche Art. Ein Weibsbild zum ersten male sehen, und ihre Gunstbezeugung zu erhalten, ist bey einem Wilden beysammen.

Man rühmt uns die tapfern Sitten der alten Zeit, wo wilde Männer sich dem Zorn, der Rache, den heftigsten Leidenschaften überließen; wo eine Frau den ersten den besten mit offenen Armen empfieng. Man findet in diesen Sitten etwas großes: aber heißt das nicht der Barbarey das Wort reden, und uns den angenehmen Geschmack der Eicheln loben, da wir uns mit den ausgesuchtesten Speisen sättigen können?

Nach dem Maaß, als die Gesellschaft stärker und dauerhafter wird, verbessern sich auch die Sitten, und das Recht des Eigenthums fängt an, Mode zu werden. Es ist eben so natürlich, eine schöne Frau eigenthümlich zu wünschen, als man ein bequemes Haus, ein fruchtbares Feld verlangt. Man fängt an, das Angenehme der Gesellschaft besser zu schmecken, die gesellschaftlichen Tugenden besser zu erkennen, da sich die Sorgen für die natürlichen Bedürfnisse nicht mehr aller Kräfte der Seele bemächtigen. Das freundschaftliche vereinigt sich mit dem körperlichen der Liebe, und diese Leidenschaft bekömmt eine gefälligere Gestalt.

Diese Veränderungen in den Sitten geschehen aber nur nach und nach, und öfters gehören ganze

Jahr-

Jahrhunderte darzu. Die alten Griechen, die am nächsten an die so genannten heroischen Zeiten gränzten, die man besser wilde und barbarische Zeiten nennen könnte, hatten eine gewisse Rauhigkeit in den Sitten, die uns in Verwunderung setzt. Ihre Art zu lieben, und von der Liebe zu denken, war so beleidigend plump, und so gar gerade zu, daß sie der Ausgelassenheit sehr nahe kam.

So bald eine Gesellschaft lange dauert, sich vergrößert, zu Reichthümern gelangt, und so bald diese Reichthümer den Künsten und Wissenschaften empor helfen, verfällt sie nothwendig in eine übertriebene Schwelgerey. Da diese Schwelgerey, ihrer Natur nach, alles eigenthümliche mißbraucht, so wird sie auch das Eigenthum der Weiber misbrauchen. Die Sitten werden sich verschlimmern, der Wohlstand wird verschwinden, und die Weiber werden fast wieder gemein werden. Welche Beyspiele von ausschweifenden und plumpen Vergnügungen stellen uns nicht die wollüstigen Höfe der Nachfolger Alexanders, und Rom unter der tyrannischen Beherrschung der ersten Kaiser vor?

Man sehe demnach den Zirkel, der der Liebe, so wie dem Glück des gemeinen Wesens vorgeschrieben ist: Wir sind im Anfange Barbaren, und folglich plump und unglücklich; wir verlassen die Barbarey, und finden auf einige Zeit den Wohlstand und die Glückseligkeit; wir stürzen uns hernach in Schwelgerey; diese macht uns weichlich, verdirbt uns, und durch die Sorge, die wir auf die Befrie-

digung unserer Lüsternheit wenden, verfallen wir wieder in die Barbarey und ins Unglück.

Eine römische Dame tadelte gegen ein bretagnisches Frauenzimmer die barbarische Gewohnheit des alten Bretagne, welches die schönen Frauenzimmer einem jedweden Soldaten Preiß gab: „Wir sind, „antwortete das bretagnische Frauenzimmer, eben „so barbarisch, als ihr. Der ganze Unterschied be„steht darinne, daß wir mit verdienten Leuten das „öffentlich thun, was ihr zu Rom insgeheim, und „mit dem niederträchtigsten Menschen thut.„

Die Regimentsform bestimmt insgemein die Sitten eines Volks: sie wird daher auch die Art zu lieben bestimmen. In den Republiken, die auf Tugend gegründet sind, sind die Sitten lauter und ungekünstelt. Die Liebe zum Vaterlande, die Ehrbegierde, beschäfftigen die Seelen dieser Republikaner ganz, und lassen den andern Leidenschaften wenig Gelegenheit, sich zu zeigen, übrig. Die unter einander gemachten Verordnungen werden in Ehren gehalten. Die Liebe wird folglich in einer Republik ihre natürliche Einfalt behalten; eine Einfalt, die von den verderbten Jahrhunderten Plumpheit genennet wird. Der Ehestand wird bey ihnen keinen Beleidigungen ausgesetzt seyn.

Alle Mitglieder einer guten Republik nehmen an der Regierung Theil. Ohne Unterlaß mit grossen Dingen beschäfftigt, empfinden sie wenig von jener tadelhaften Langenweile, der Frucht des Müssigganges, welche Ursache ist, daß man läppischen Ergötzlichkeiten nachläuft, die man mit dem Namen

der

der Vergnügungen beehrt. Man wird sich wenig in dem Umgange mit Frauenzimmern aufhalten, die durch die Unbrauchbarkeit zu den Geschäfften, in dem innersten der Häuser eingeschränkt leben. Man wird ihnen nur die Augenblicke wiedmen, die zur Unterhaltung der häuslichen Freundschaft bestimmt sind. Die Müßiggänger, die sinnlichen Seelen werden ihre Lust bey verächtlichen Weibesbildern büßen müssen. Die Geschichte lehrt uns, daß dieses die Art war, mit welcher die Griechen und Römer in den glücklichen Zeiten ihrer Republiken die Liebe trieben. Die Engländer, die Nachahmer jener alten Republikaner, welche sich beständig mit Staatsangelegenheiten beschäfftigen, sind noch heut zu Tage so, und machen nicht viel aus dem Umgange mit Frauenzimmern.

Die Sclaverey des Despotismus ziehet nothwendig die privat und häusliche Sclaverey nach sich. Eine Frau ist unter diesen unglücklichen Nationen nichts anders, als der Sclave ihres Mannes. Die Großen setzen ein schönes Frauenzimmer in ihr Serail, wie wir einen seltenen Vogel in einen Bauer stecken, die Zahl dieser unglücklichen Opfer ist ein Beweis von der Größe ihres Herrn. Diese Frauenzimmer, bey denen eine schlechte Erziehung die Seele entkräftet, den Geist niedergeschlagen, und sie zu niederträchtigen Empfindungen gewöhnt hat, können keine wahre und beständige Neigung gegen sich erregen. Ein fühlloßer Gebieter sieht sie aus langer Weile, aus Gewohnheit zu plumpen Ergötzlichkeiten. Man lernet in diesen traurigen Ländern nichts

weiter, als das physicalische Bedürfniß. Die Eifersucht, eine natürliche Folge dieser Sclaverey, schließt das Frauenzimmer von aller Gesellschaft aus.

So ist die Liebe der orientalischen Völker beschaffen. Ein neuer Schriftsteller will die Türken loben, und sagt: Die Türken sehen bloß auf die Schönheit, und gar nicht auf die Person. Welch ein Lobspruch! Würde man wohl einen Menschen loben, der für sich allein den Magen mit Speisen auf eine ekelhafte Art vollstopfte, wenn man sagen wollte: Dieser Mensch liebt die Tafel, nur um zu essen; er macht sich aus der guten Gesellschaft nichts, die andern das Vergnügen der Tafel so angenehm macht?

In den Monarchien ist es, wo die Liebe die meisten unterschiedenen Gestalten annimmt. Die Ehrbegierde, die große Triebfeder dieser Regierungsart, behält ihre Natur in großen Seelen, und bleibt das, was sie seyn soll, die Liebe zur wahren Ehre. In kleinen Seelen artet sie in ein Bestreben nach kleinen Vorzügen aus, und verwandelt sich in Eitelkeit. In einem Staate, wo ein jeder sich zu erheben sucht, suchen kleine Geister, die zu großen Unternehmungen nicht geschickt sind, sich durch Kleinigkeiten hervor zu thun. Wenn sie keine Feinde überwinden können, so suchen sie wenigstens über die Vorurtheile des Frauenzimmers zu siegen. Man verbindet eine gewisse Art von Ehre mit jenen nichtigen Eroberungen; man sucht den Beweis seines Verdienstes durch Stimmen zu unterstützen, welche, wenn man sie im Grunde betrachtet, den Stolz,

der sie sammlet, mehr demüthigen als ihm schmeicheln sollten. Diese lächerlichen Eroberer, da sie zu großen Dingen nicht gelangen können, werden sich rächen, und Kleinigkeiten als etwas großes vorstellen, wodurch sie ihre eitlen Triumphe vorzubreiten gedenken. Das ist die wahre Genealogie der Narrheit.

Wenn in einer Monarchie wenig Bürger an der Regierung Theil haben, so werden sich auch nur bey wenigen große Leidenschaften finden, dergleichen der Ehrgeitz und die Liebe zum wahren Ruhme sind. Sie werden sich denen überlassen, die leichter zu befriedigen sind: die Liebe wird darbey eine große Rolle spielen. Der Müßiggang der Mannspersonen, die Freyheit des Frauenzimmers, nothwendige Folgen dieser Regierungsart, werden einen beständigen Umgang unter beyden Geschlechtern veranlassen. Die Frauenzimmer, die einige Fähigkeiten bey sich gewahr werden, und doch zu keinen Aemtern gelangen können, werden auf listige Streiche sinnen, und einen großen Einfluß in die Staatsgeschäffte haben. Dieser Vorzug des weiblichen Geschlechts, mit der Thorheit der Mannspersonen vereinigt, wird einen hochtrabenden Begriff von der Liebe erzeugen; die übertriebenen Empfindungen werden in Ehren gehalten werden.

Eine große Monarchie, die Macht und Reichthum voraus setzt, verfällt in eine große Schwelgerey, jemehr sie an Macht und Reichthümern zunimmt. Wenn die Schwelgerey sich einer Nation bemächtigt, so wird dieser erhabene Begriff von der

Liebe verschwinden, und einem ganz entgegen gesetzten Platz machen. Es ist das eigenthümliche der Schwelgerey, daß sie beständig den Geschmack verändert, und diese Veränderung des Geschmacks verführt zu Phantasien. Die weichlich gewordenen Seelen halten sich an nichts mehr, und suchen in ihrem Leichtsinn und in ihrer Unbeständigkeit eine Ehre. Die falsche Zärtlichkeit, die bey keinem Gegenstande beruht, erschöpft sie alle, und da ihr das nicht mehr Gnüge leisten kann, was wirklich ist, so erdenkt sie sich Hirngespinste. Dieser falsche Geschmack, diese zur Gewohnheit gewordene Unbeständigkeit erstreckt sich auch auf die Gestalt der Leidenschaften. Man wird lächerlich, wenn man beständig ist; man läuft dem Vergnügen nach, ohne es zu erhaschen. Statt der Liebe knüpft man Verbindungen, die sich bloß auf Eitelkeit gründen, und diese Leidenschaft ist alsdann weiter nichts, als die Thorheit eines schwachen Kopfes. Ich werde noch Gelegenheit haben, von diesen Wirkungen der Schwelgerey zu reden, wenn ich den Geschmack unserer Zeiten untersuchen werde.

Wenn die Regierungsart einen Einfluß auf den Begriff und die Gestalt der Liebe hat, so hat ihn die Religion nicht weniger. Wie viel giebt es falsche Religionen, deren Anhänger, die Gottheit zu verehren, glauben, wenn sie sich allen Ausschweifungen überlassen. Diese blinden Völker kennen die Liebe unter keiner andern, als einer sehr ekelhaften Gestalt: sie empfinden nichts, als einen plumpen und körperlichen Trieb, dem sie allenthalben folgen.

Die

Die Lehren des Mahomets haben ohne Zweifel viel zu der Verachtung beygetragen, die diese Sectirer gegen das Frauenzimmer haben. Die Muselmänner sehen sie als die Werkzeuge ihrer Vergnügungen in dem andern Leben an, sie können also auch in diesem Leben keinen erhabenern Begriff von ihnen haben. Diese Verachtung macht, daß ihre Neigung zu dem andern Geschlecht von gar keiner Dauer ist, und läßt den gesellschaftlichen Trieb nie zu stark werden.

Eine Religion, die eine große Reinigkeit der Sitten verlangt, flößt einen allzu erhabenen Begriff von der Liebe ein, und verleitet zu einem Fanatismus, welchem diese Leidenschaft oft unterworfen ist. Dieses geschieht um so viel gewisser, wenn ein geheiligtes Vorurtheil mit der Unterdrückung einer so lebhaften und so natürlichen Eigenschaft ein grosses Verdienst verknüpft. Ist es nicht ein trauriger Anblick um einen Menschen, der beständig wider sich selbst streitet, der dem unmöglichen nachstrebt, sich eingebildete Tugenden schafft, und nichts, als eine unnütze Schwierigkeit liebt? Dieses Verfahren ist von einer gefährlichen Folge. Die Menschen, die sehr oft der Versuchung, oder der Nothwendigkeit, eingebildete Pflichten zu verletzen, nicht mehr widerstehen können, gewöhnen sich endlich auch die wahren Pflichten zu übertreten. Die Herzen verhärten sich, und verlieren den angebohrnen Geschmack an der Tugend. Glücklich sind diejenigen, deren Pflichten der Stimme der Natur nicht entgegen sind.

Die Griechen und Römer hatten eine Religion, die natürlich munter, und ohne Lehren war. Sie befahl ihnen nichts, als Festtage; sie hatte folglich wenig Einfluß auf die Sitten. Die Sitten gaben vielmehr der Religion ihre Gestalt.

Wir müssen von dem Einflusse der Künste und Wissenschaften auf die Liebe uns eben diesen Begriff machen. Die Künste, vom Luxus erzeugt, unterhalten wiederum diesen. Der Geschmack, den sie mit sich bringen, giebt den Sitten ihre Gestalt. Diesem Geschmack, und den Wissenschaften haben die Griechen die edle Einfalt zu danken, die denen so sehr gefällt, welche würdig sind, sie zu erkennen.

Die Philosophie bringt die Begriffe von allen Gegenständen zurechte; sie zerstört den Aberglauben und die Schwärmerey; sie reinigt folglich auch die Liebe von Vorurtheilen und Schwärmerey. Wenn die Philosophie in Spanien Mode werden sollte, so würde diese zum Enthusiasmus und zu allen romanhaften Ausschweifungen geneigte Nation bald anders werden.

Nichts beweist den Einfluß der Regierung, der Religion und der Sitten, auf die Gestalt dieser Leidenschaft besser, als eine außerordentliche Begebenheit, welche ihrer Seltsamkeit und ihrer großen Wirkungen wegen eine besondere Untersuchung verdient. Die Wanderung der barbarischen Völker, welche Europa überschwemmten, veränderte die Gestalt eines Theils der bekannten Welt. Der Geist der Regierung dieser Völker findet sich noch in den neuern Regierungsarten, und ihre Sitten sind die Quelle

der unsrigen. Die Ueberbleibsel der Barbarey beherrschen uns überall, so gesittet wir uns auch zu seyn einbilden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese nordischen Völker, und die Völker des großen Germaniens, nichts als ein Geschlecht mitternächtlicher Tartarn waren, die von andern noch wildern Tartarn vertrieben wurden, und sich wie die Wellen des Meers fortwälzten, bis sie ein Erdreich fanden, über welches sie sich ausbreiten konnten. Man weis, daß die Vasallen von allen Arten, zu allen Zeiten und auch noch heut zu Tage unter den Tartarn gewöhnlich sind. Die Völker, die von ihnen abstammen, mußten nothwendig das Lehnsregiment mit allen seinen Folgen nach Europa bringen; und dieses ist wirklich so geschehen.

Die Religion dieser Völker war, so viel wir von ihr wissen, ganz sinnlich. Odin, der große Gesetzgeber der nordischen Völker, verspricht seinen Soldaten ein Paradies voll sinnlicher Vergnügungen: man trinkt da ein gutes Bier, und findet schöne Mädchen daselbst. Schon in diesem Leben war der Besitz einer schönen Frau die Belohnung der Tapferkeit. Diese für das weibliche Geschlecht so günstigen Vorurtheile brachten demselben große Achtung zuwege. Die nordischen Völker überhaupt, und die deutschen ins besondere sahen in ihren Weibern etwas göttliches. Man zog sie in Staatsangelegenheiten zu Rathe; sie waren die Prophetinnen der Nation, und wurden für heilig gehalten.

Die Unabhängigkeit der Vasallen erlaubte ihnen die wilde Tapferkeit frey auszuüben, die den Character der nordischen Völker ausmachte. Diese Freyheit nebst der Verehrung der Weiber gab Gelegenheit zu Abentheuern. Kurz nach dem Anfange der gemeinen Zeitrechnung, entstand die Gesellschaft der Wickingar; eine Seeräubergesellschaft, welche auf den Meeren herumstreifte, um Ehre und Mädchen zu suchen. Die sonderbaren Zufälle, denen dieses herumschweifende Leben ausgesetzt war, der Aberglaube, die Unwissenheit, brachten alle die Chimären, alle die Ungeheuer der irrenden Ritterschaft hervor: Duelle, Drachen, Riesen, bezauberte Prinzeßinnen, die Ehre diese Schönen in Schutz zu nehmen, zu befreyen, und ihre grausamen Unterdrücker zu Schanden zu machen. Die Normänner waren eben solche irrende Ritter, die neben dieser Schwärmerey noch eine große Begierde, Beute zu machen, antrieb.

Der Grund dieser romanhaften Gewohnheiten blieb des Christenthums ohngeachtet, das diese Barbarn bald hernach annahmen. Die Freyheit, oder vielmehr Frechheit der Lehns-Herrschaft verursachte beständige Kriege zwischen den benachbarten Vasallen. Diese kleinen, stets bewaffneten Tyrannen wußten von nichts, als kleinen Kriegen, und kannten kein anderes Verdienst, als ihre wilde Tapferkeit: sie nahmen daher einander die Beute ab, die einer oder der andere von seinen unglücklichen Sclaven gemacht hatte. Man raubte Mädchen, wie man Ochsen stielt. Da diese Unordnungen zu weit gien-

giengen, so fanden sich großmüthige Seelen, die ihre Ehre in der Befreyung dieser Unterdrückten suchten. Man fand beständig Gelegenheit zu Ausübung der löblichen Ritterschaft. Eine von den erhabensten Pflichten derselben war, die Schönen zu beschützen, als welche bey den Vorfahren dieser irrenden Ritter ein Gegenstand der Anbetung gewesen waren.

Da das Ansehen der Regenten nach und nach wuchs, und die Vasallen einander nicht mehr befehden durften, so sahen sich diese tapfern Streiter in der traurigen Nothwendigkeit ihren Muth nur insgeheim zu zeigen. Doch hatten immer diese Fechterspiele noch die Göttinnen der alten Zeiten zum Grunde; man schlug sich um die Gunstbezeugungen und um die Ehre des Frauenzimmers herum. Der Müßiggang der mittlern Zeiten zwang die Nationen Vergnügungen zu suchen, und der schlechte Geschmack half ihnen keine andern als plumpe und wilde ausdenken. Man ließ sich in den Turnieren mit Vergnügen an seinem Leibe Schaden thun; das Frauenzimmer that den Ausspruch über diese Kämpfe, und die Unterwerfung gegen ihr Urtheil, eine Folge der alten Verehrung dieses Geschlechts, vermehrte die Achtung noch mehr, die sie schon genossen. Man foderte alle Ritter in Europa zu dem Geständnisse auf, daß die Dulcinea des abentheuerlichen Schwärmers die Schönste unter allen Schönen sey.

Franz der erste zog die Frauenspersonen aus der Dunkelheit ihrer einsamen Lebensart hervor, brachte sie in Gesellschaften, und veranlaßte einen

stärkern Umgang der beyden Geschlechte mit einander. Diese Morgenröthe einer artigern Lebensart brachte aber wenig Veränderung in den angenommenen Begriffen zuwege; die verworrene Einbildungskraft blieb, wie sie gewesen war. Aus den Trümmern der barbarischen Sitten kam eine Mißgeburt hervor, die man Galanterie nannte; eine Art von Vergötterung, welche Wesen zu Gottheiten macht, die nur allzu sehr Menschen sind. Man erwies endlich dem ganzen Geschlechte die Verehrung, die man ehemals nur einigen einzelnen Personen erwiesen hatte. Die Frauenzimmer wurden geheiligte Gegenstände, die ganz allein der Aufmerksamkeit der Mannspersonen würdig waren. Man rühmte die Artigkeit eines Monarchen, der eine Abgötterey, die für eine Prinzeßinn schon zuviel würde gewesen seyn, bis auf die geringste Magd erstreckte. Man beurtheilte das Verdienst eines Mannes nach der Achtung, die er dem Frauenzimmer erwies; die auf dieser Seite gemachten Eroberungen wurden für eben so rühmlich gehalten, als die größten Heldenthaten. Die Männer streuten ihren Weyrauch auf alle Altäre, um sich alle diese Göttinnen geneigt zu machen.

Es ist ein Vergnügen zu sehen, mit welcher Ernsthaftigkeit unsere Schriftsteller den Alten die Unwissenheit in der Galanterie vorwerfen, um den Neuern vor ihnen den Vorzug zu geben. Kann man den Griechen, den Römern, es wohl zu einen Vorwurfe gereichen lassen, daß sie nicht von den Normännern, den Gothen und Vandalen abstammen? Ist es ein Fehler, die Wahrheit und die

Natur so gekannt zu haben, daß man sich gegen einen lächerlichen Fanatismus hat bewahren können?

Dieser Geist der Galanterie, wenn man ihn mit den Wirkungen des Luxus in den Monarchien zusammen nimmt, brachte endlich unsere Art zu lieben hervor. Wir müssen uns nicht schmeicheln: Unsere Begriffe, unsere Sitten in diesem Puncte, sind ohne Ausnahme die unvernünftigsten unter allen, die ein Jahrhundert jemals erdacht hat, und am weitesten von der Natur entfernt. Die Ueberbleibsel der Abgötterey gegen das Frauenzimmer, der verdorbene Geschmack, die Unbeständigkeit der Mode in Ansehung der Sitten, machen ein so willkührliches Gemische aus, daß man darinne das natürliche einer Leidenschaft gar nicht mehr erkennen kann.

Die Liebe ist heut zu Tage nichts mehr als der Geschmack am Vergnügen, verbunden mit der Eitelkeit. Der Trieb zur Gesellschaft rührt gemeine Seelen nicht mehr, welche zu allen Zeiten im Ueberfluß da sind, und welche, wie die Sachen wirklich stehen, noch durch Beyspiele geschwächt werden. Man sucht Vergnügungen, und findet keine, weil die meisten ihre Quelle im Herzen und in gesellschaftlichen Verbindungen haben. Die, welche sie nur in den Sinnen suchen, finden bald ein leeres in sich selbst, das sie beunruhigt, und von einem Gegenstande zum andern treibet. Diese Unruhe verleitet bald zu Ausschweifungen, welche nicht weniger schimpflich seyn sollten, wenn man sich denselben mit Frauenzimmern von einem gewissen Stande, als mit solchen überläßt, die der Abscheu des Volks

sind,

sind. Die Unverschämtheit der Frauenspersonen unterhält diese Ausschweifungen, obgleich nur niederträchtige Seelen sich mit verächtlichen Gegenständen abgeben können. Personen, von beyderley Geschlechten, die sich unbedachtsam den Vergnügungen überlassen, haben nach einer gemißbrauchten Jugend, ein unglückliches Alter zu gewarten. Es bleibt ihnen nichts, als Verachtung, Gewissensbisse, ein niedergeschlagener Geist, und eine verdorbene Gesundheit übrig.

Man hat zwey verschiedene Temperamente angenommen: das Temperament der Sinne, und das Temperament des Verstandes. Das letztere, welches bloß von der Neugier und einer verworrenen Einbildungskraft abhängt, ist, sagt man, das gemeinste. Wenn der Unterschied nicht gut ist, so beweist er wenigstens, daß die Ausschweifung der Sinne nicht so sehr die Liebe in unsern Tagen beherrscht, als die Ausschweifung einer thörichten Eitelkeit.

Wenn die Sinne die Wahl des geliebten Gegenstandes entschieden, so würde man allzeit das, was am meisten rührt, wählen. Aber man hält sich nicht an das, was gefällt, sondern an das, was das größte Aufsehen macht, und dessen Eroberung der Eitelkeit das meiste von der verächtlichen Ehre verspricht, welche den verderbten Herzen schmeichelt. Man wählet Frauenzimmer, die durch Niederträchtigkeit sich berühmt gemacht, und deren Ruf auf ihre Liebhaber zurück schallt. Die Frauenzimmer, jenen Wilden gleich, die einen Mann um so viel höher schätzen,

schätzen, jemehr er durch häßliche Wunden verunstaltet ist, lieben eine Mannsperson nur nach der Zahl der Frauenspersonen, die durch ihn um ihre Ehre gebracht worden sind. Man reißt einander diese herum flatternden Tropheen der weiblichen Gunstbezeugungen aus den Händen. Um ein Mann von gutem Glück zu seyn, darf man weder Verdienste noch Annehmlichkeiten besitzen: man darf nur erzählen, wie berühmt man sich in dieser Laufbahn gemacht habe.

Mit einer Eroberung ist man auch noch nicht zufrieden, es müssen deren mehrere gemacht werden. Unsere läppischen Helden und Heldinnen überlassen sich diesem edlen Ehrgeitze mit solcher Hitze, daß sie, wie Alexander, der noch eine Welt zu erobern haben wollte, zu bedauern scheinen, daß es nicht mehr als ein Geschlecht zu besiegen giebt. Wie niederträchtig muß die Seele einer Mannsperson seyn, die in der kleinen Geschicklichkeit, eine Frau zu überwinden, eine besondere Ehre sucht! Würde er ein Verdienst darinne finden, wenn er nur einen Augenblick die lächerlichen Bewegungsgründe überlegte, nach welchen gemeiniglich das weibliche Geschlecht handelt; wenn er die Erfahrung zu Hülfe nähme, welche uns sagt, daß die Günstlinge des schönen Geschlechts insgemein die Verachtung des unsrigen sind? Es ist wenig Menschen gegeben, wahrhaftig liebenswürdige Eigenschaften mit großen Eigenschaften zu vereinbaren; es ist wenig Frauenzimmern gegeben, an einem so außerordentlichem Manne Geschmack zu finden. Wird eine Frau, welche Verstand hat,

eine durch vielfältige Eroberungen erleuchtete Selbstliebe befriedigen, wenn sie überlegt, daß verächtliche Mannspersonen ihren Weyrauch ohne Wahl und ohne Absicht verschwenden, und daß man nur ein Frauenzimmer seyn dürfe, um der Gegenstand ihrer Anbetung zu werden?

Um eine Abwechselung zu haben, wird man nicht lange seine Ergebenheit nur einer Person vorbehalten. Die dauerhaften Leidenschaften werden lächerlich; die Unbeständigkeit wird zur Mode, und der Leichtsinn gehört zur guten Lebensart. Eins von diesen flatterhaften Insecten der menschlichen Gesellschaft wollte mir einsmals die Barbarey eines gewissen ansehnlichen Hofes damit beweisen, daß es an demselben noch dauerhafte Liebesbündnisse, von voriger Regierung her, gäbe. Wenn man auch sein Glück bey einer vernünftigen Verbindung findet, so muß man dieselbe doch der Mode zu gefallen, aufheben. Man würde einen Raub an dem gemeinen Wesen begehen, wenn man den Umlauf der Dinge, die ihm zuzugehören scheinen, verhindern wollte. Die Liebhaber werden, so wie die alten egyptischen Könige, an eine traurige Etiqvette gebunden: wenn es auch diesen Prinzen an einem Orte gefiel, so waren sie doch durch die Gewohnheit verbunden, zu einer bestimmten Zeit den Ort ihres Aufenthalts zu verändern. Was ist aber unvernünftiger, als seine Vergnügungen dem Eigensinn einer willkührlichen Mode zu unterwerfen? Man muß es nicht machen, wie jener Einfältige, der die Umstehenden fragte:

Habe

Habe ich denn recht viel Vergnügen? Man muß diese Frage an sich selbst thun.

Unsere Sitten, in Ansehung der Liebe, sind dem Glück einzelner Personen und auch des gemeinen Wesens sehr nachtheilig. Wir entfernen uns von der Natur, welche nie ermangelt, sich an denjenigen zu rächen, die taub gegen ihre Stimme sind. Anstatt ihr zu folgen, wenn sie uns zu würklichen Vergnügen ruft, laufen wir lieber dem Schatten der Eitelkeit nach. Wir werfen den Kern des Vergnügens weg, und genießen nur die Schale desselben; wir umarmen eine Wolke statt der Juno. Wenn die Frauenzimmer ihre wahren Vortheile kenneten, so würden sie wissen, wie sehr Bescheidenheit und Anstand sie verschönern, und ihre Reitze vermehren; wie sehr diese liebenswürdigen Eigenschaften das Vergnügen schärfen, und die Süßigkeit desselben vermehren. Sie würden wissen, wie sehr im Gegentheil die Unverschämtheit und ein gezwungenes Betragen sie verunstaltet, ihren Umgang beschwerlich und ihre Vergnügen bitter macht. Beyde Geschlechter würden einsehen, daß ihr Glück auf etwas gründlicheres als einen eingebildeten Glanz, und einen flüchtigen Geschmack gegründet seyn müsse.

Diese Sitten haben einen noch weit traurigern Einfluß auf unsere Glückseligkeit. Die Neigung zur Unbeständigkeit, zum Leichtsinn, erstreckt sich über unser ganzes Leben, und über die wesentlichsten Pflichten desselben. Eine Leidenschaft, welche sich unser in den zartesten Jahren bemächtigt, macht auf die Seele einen Eindruck, der schwer wieder darinne

auszulöschen ist. Wenn man leichtsinnig, flatterhaft und unbeständig in der Liebe ist, so gewöhnt man sich leicht, es in allen andern Dingen zu seyn. Der Geschmack an der Tugend, welcher ununterbrochen seyn muß, verliert sich; man fürchtet mehr lächerlich, als lasterhaft zu seyn. Die Unbeständigkeit, die zugleich die Tochter und die Mutter der Schwachheit ist, entnervt die Seele, und macht sie zu allen großen Empfindungen unfähig. Der Vorwurf, den Europa den Franzosen macht, daß sie alle Nationen mit ihrem leichtsinnigen Geschmacke angesteckt und verdorben haben, ist nicht ungegründet.

Die Gaben des Geistes haben eine eben so merkliche Veränderung erlitten. Es hat einmal jemand gesagt, daß die Einführung der Carossen die Künste und Wissenschaften verdorben habe. Noch weit richtiger wird man sagen können, daß unsere falsche Galanterie den Verstand in engere Grenzen einschränkt. Der Geschmack an Kleinigkeiten, der die kleinen und leicht zu erwerbenden Geschicklichkeiten mit seinem Beyfalle beehrt, verhindert die Neigung zu größern Gegenständen, die mehr Arbeit und Mühe erfodern. Der Verstand, mit Kleinigkeiten beschäfftigt, will sich dieser Mühe nicht unterwerfen, und nichts großes zu seiner Beschäfftigung wählen. Wir haben liebenswürdige Minister, artige Generale, galante Philosophen, und wenig große Männer.

Man achtet nichts, als was interessant ist, und die Eigenliebe setzt nur allzu oft dieses interessante

in

in Eigenschaften, die denen gleich sind, welche wir in uns selber finden. Die gemeinen Frauenzimmer werden an einer Mannsperson nur ein Verdienst hoch schätzen, das mit dem Verdienst eines Frauenzimmers eine Aehnlichkeit hat. Man soll dem weiblichen Geschlechte die liebenswürdigen Eigenschaften, alle Arten von Annehmlichkeiten zugestehen; aber darf man, ohne die schöne Hälfte des menschlichen Geschlechts zu beleidigen, gestehen, daß ihr Stand, und besonders ihre Erziehung, sich der Erlangung wahrhaftig schätzbarer und der menschlichen Gesellschaft nützlicher Eigenschaften widersetzen? Eine Mannsperson, die allen Frauenzimmern zu gefallen sucht, wird sich aus dem wahren Verdienste nicht viel machen, sondern bloß nach den nichtsbedeutenden Kleinigkeiten streben, die ihm die Gunst des angebeteten Gegenstandes verschaffen können. Wie viel von den zweydeutigen Geschöpfen, die mehr Weiber sind, als die Weiber selbst, sehen wir nicht allenthalben?

Noch mehr: die abgöttische Verehrung des weiblichen Geschlechts, verursacht eine Zerstreuung, die der Untergang aller großen Gaben ist. Man muß, um sich beliebt zu machen, das Register der galanten Ceremonien durchlaufen, welches, ob es gleich heut zu Tage ins kurze gebracht ist, dennoch Zeit erfodert; und diese kostbare Zeit, die man zu Erlangung wahrer Verdienste anwenden sollte, wird in der Gesellschaft mit Frauenzimmern verderbt. Dieser Umgang stürzt in nichtige und oft ekelhafte Ergötzlichkeiten. Die Frauenzimmer suchen ihre lange Weile zu vertreiben, und das Leere ihres Le-

bens auszufüllen, indem sie alles zu Vergnügungen machen, was ihre kleinen Seelen ergötzt; und diese feinen Ergötzlichkeiten rauben den Männern die Augenblicke, die sie auf gründlichere Dinge wenden sollten. Wir gähnen vergnügt mit Frauenzimmern, weil sie uns bereden, daß wir viel Vergnügen haben.

Man glaubt zwar, diesen Verlust der Zeit durch eine erlangte Kenntniß der Welt und gute Art zu leben ersetzt zu haben. Diese Vortheile aber bestehen meistentheils nur in der Einbildung. Die schlechte Erziehung des Frauenzimmers macht sie alle einander so gleichförmig, daß man keine große Verschiedenheit der Character unter ihnen gewahr wird. Man hat von den Franzosen gesagt, daß sie wie die Schöpse einander ähnlich wären, und man könnte diesen Ausdruck ebenfalls vom Frauenzimmer brauchen. Wenn man einige von ihnen kennt, so kennt man sie bey nahe alle. Die Kenntniß des menschlichen Herzens gewinnt wenig, wenn man nur Frauenzimmer studirt.

Vielleicht gewinnt die Art zu leben eben so wenig in ihrem Umgange. Wir werden nur im Umgange mit solchen Personen artig, vor welchen wir Hochachtung haben; die durch ihre Vorzüge unsere Eigenliebe unterdrücken, und die Ausbrüche unsers Stolzes zurück halten. Die meisten Frauenzimmer überheben uns durch ihre Aufführung dieser Hochachtung. Der Ton ihrer Gespräche, die Geschichte ihres Lebens, die langen Erzählungen niedriger Begebenheiten, und geschwind gebrochener Freundschaf-

ten

ten zeigen uns deutlich genung, was für eine Denkungsart wir von ihnen annehmen können. Diese Gespräche beleidigen sogar öfters den Wohlstand, und die wahre Artigkeit wird darbey gewiß sehr wenig gewinnen.

Dieser Geist der Galanterie, dessen Wirkung in den Sitten wir gesehen haben, vergiftet noch eine von den Quellen unserer lebhaftesten und billigsten Vergnügungen. Die Wissenschaften, alle Werke des Geistes tragen die Merkmaale dieser Vergiftung, die uns des Vergnügens, das mit der Nachahmung der Natur verknüpft ist, beraubt. Wir verlieren die edle Einfalt, welche für unverdorbene Herzen so viel reitzendes an sich hat, und anstatt der wahren Bilder und der natürlichen Leidenschaften, malen wir Chimären. Wenn wir Vergnügen daran finden, so sind wir mit unsern Vorfahren in einerley Falle, die von den riesenmässigen Begebenheiten der irrenden Ritter bezaubert wurden.

Unsere dramatischen Werke haben nichts, als eine gekünstelte Leidenschaft zum Gegenstande, die man öfters in einer gezwungenen Sprache, und in abgeschmackten Madrigalen sagt. Eine frostige Metaphysic des Herzens und der Sentimens macht sie langweilig. Die Romanschreiber fallen in eben den Fehler, oder in den entgegen gesetzten einer schmutzigen Ausgelassenheit. Die Liebe macht in allen diesen Werken den Knoten; sie ist die Triebfeder aller Handlungen; die andern Leidenschaften, so edel, so nützlich sie auch dem gemeinen und besondern Besten

eines jeden seyn mögen, spielen dabey keine Rolle mehr. Die Poeten unterhalten das Falsche dieser verliebten Schwärmerey, und die Jugend läßt sich verleiten, wenn sie diese Werke liest, die Liebe, als das wichtigste Geschäfft des Lebens zu betrachten. Wenn man bey reifern Jahren das Widersprechende zwischen der Theorie und Praxi einsieht, so hört sie öfters auf, moralisch zu seyn, um ganz physicalisch zu werden, und man verfällt in die ärgsten Ausschweifungen. Es ist die Natur der Irrthümer, daß sie die Wahrheiten, von denen sie begleitet wurden, zugleich mit in ihren Untergang ziehen.

Die ernsthaftesten Werke werden durch ein Gewäsche und den Geschmack der Galanterie verdorben. Anstatt den Geist des Frauenzimmers zu den Wissenschaften zu erheben, erniedrigt man die Wissenschaften bis zu dem Grade der Kleinheit, in welchem sie das Frauenzimmer fassen kann. Die Philosophen reden die Sprache der Wochenstuben, und man nennt es, Blumen über eine schwere Materie streuen, wenn man diese abentheuerliche und ungeschickte Sprache redet. Gleich als ob die Annehmlichkeiten der Schreibart etwas anderes wären, als wohl angepaßte Vorstellungen, die eine glückliche Einbildungskraft aus der Natur seines Gegenstandes selbst herholt. Man verliert folglich den Geschmack der wahren Beredsamkeit, und mit ihm das wahre Vergnügen des Geistes.

Das Glück der einzelnen Personen zusammen genommen macht das Glück der ganzen Gesellschaft aus. Wenn unsere Art zu lieben unserm Glücke hin-

hinderlich ist, so muß ein Gesetzgeber, der das Glück des gemeinen Wesens zu befördern schuldig ist, sie eben so wohl seiner Aufmerksamkeit würdigen, als der Philosoph, der den Menschen den Weg zu ihrem Glück zu gelangen, zeigen soll. Alles, was den Tugenden und den Talenten hinderlich seyn kann, ist für die, welche den Staat zu regieren haben, von äußerster Wichtigkeit.

Die Galanterie hat noch eine andere Folge, welche, ohne auf das Wohl der Privatpersonen einen Einfluß zu haben, der ganzen Gesellschaft sehr wenig vortheilhaft ist. Ein Staat kann nicht mächtig und glücklich seyn, als wenn seine Einwohner zahlreich und gesund sind. Die Galanterie aber vermindert und verdirbt die Bevölkerung. Unserer Religion und unsern Regierungsarten zu Folge kann die Vermehrung der Einwohner eines Landes nicht anders, als durch die Vermehrung und die Dauerhaftigkeit der Ehen geschehen. Der Leichtsinn macht die Ehe lächerlich, und die große Pracht macht sie beschwerlich. Leute, die gewohnt sind, gegen alle Frauenzimmer Neigung zu empfinden, können sich nicht zur Wahl eines einzigen Gegenstandes entschließen. Man trägt Bedenken, sich in einen Stand zu begeben, der so vielen Unbequemlichkeiten ausgesetzt ist. Wenn man endlich gezwungen wird zu heyrathen, so geschieht es mit einen schon erschöpften Herzen; man scheidet sich heimlich wieder, welches dem gemeinen Wesen eben so nachtheilig ist, als der ehelose Stand. Wir müssen uns gar nicht wundern, wenn wir einen Theil von Europa an Einwohnern

abnehmen, und die berühmtesten Häuser nach und nach ausgehen sehen: die Galanterie ist die vornehmste Ursache dieser Entvölkerung, ohne von den Ausschweifungen und ihren traurigen Folgen zu reden.

Wenn die Wirkungen unserer Aufführung diejenigen zur Aufmerksamkeit ermuntern müssen, die bestimmt sind, die Völker zu regieren und zu unterrichten, so wird diese Aufmerksamkeit sich gewiß nach den Mitteln umsehen, wodurch man den Schaden, der durch die Fehler in der Liebe verursacht wird, verhindern möge. Es ist ohne Zweifel sehr schwer, die Sitten einer Nation gänzlich und auf einmal zu verändern. Sie stützen sich auf so viel verschiedene Gegenstände, auf die Religion, auf die Staatsverfassung, auf den Luxus, auf die Beschaffenheit der Künste und Wissenschaften. Es ist ohne heftige Stöße, die das ganze Reich erschüttern, nicht möglich, eine schnelle Veränderung vorzunehmen. Wenn aber die Mittel, die das Uebel heilen können, gefährlich sind, so giebt es einige unschuldigere, die zum wenigsten die heftigen Wirkungen des Uebels verhindern und zurück halten können.

Unsere Sitten sind so mit dem Luxus durch einander geflochten, daß man diesen nicht anrühren kann, ohne zugleich die Sitten in Bewegung zu bringen. Man wird daher auf die Gedanken gerathen, daß man nur den Luxus einschränken dürfe, wenn man die Sitten bessern und reinigen wolle. Aber diese Frage, über den Nutzen und die Schädlichkeit des Luxus, über die Grenzen, die man ihm vorzuschreiben hat, und über die Mittel ein zur

Wol-

Wollust gewöhntes Volk auf die Einfalt der Natur wieder zurück zu bringen, ist eine von den schwersten und verwickelsten Aufgaben in der Moral und Politik; ein Räthsel, das so bald nicht aufgelößt werden wird, und das in der Ausführung unendlichen Schwierigkeiten unterworfen seyn würde. Es ist unterdessen gewiß, daß unser Luxus übertrieben ist, und daß ein weiser Gesetzgeber allemal diesen uneingeschränkten Luxus, der zu Thorheiten und Ausschweifungen verleitet, zurück zu halten suchen werde. Dieser Luxus, wenn er durch das Beyspiel des Regentens selbst in Verachtung gebracht, und in seine natürlichen Grenzen eingeschränkt ist, wird einem edlern Platz machen, der den guten Sitten nicht entgegen ist, sondern noch eine gewisse Feinheit demselben an die Seite setzt.

Die Sitten in den verschiedenen Classen von Menschen werden von der Erziehung bestimmt, die sie in denselben genießen. Sie ist es ganz allein, welche den moralischen Menschen bildet. Ich rede nicht von der Erziehung, die man in den Klöstern und in den Schulen genießt; eine mangelhafte Erziehung, wodurch der Geist eben so oft unterdrückt als aufgeheitert wird. Die Fehler dieser ersten Erziehung sind zu bekannt, als daß ich nöthig haben sollte, Beweise anzuführen, oder Mittel zu ihrer Verbesserung zu suchen. Ich rede vielmehr von der zwoten Erziehung, die uns unsere Freunde im Umgange geben, und die wir durch Lesen der Bücher erhalten; eine Erziehung, die vielleicht ungleich wichtiger ist, als die erste. Der Trieb zur Nach-

ahmung ist so stark, daß wir insgemein die Farben der Gegenstände annehmen, die uns umgeben.

Die jungen Leute kommen aus dem Kloster oder aus der Schule zu zeitig in das Geräusche der Welt. Ohne gewisse Grundsätze, ohne die nöthige Wissenschaft des Lebens, nehmen diese, aller Eindrücke fähigen und offenen Seelen, die Gestalt älterer Personen an, mit denen sie umgehen. Die Gewohnheit befestigt diese Eindrücke, die entweder gut oder böse sind. Wenn lächerliche oder schädliche Vorurtheile in der Liebe sich der Gesellschaft bemächtigen, so verderben beyde Geschlechter einander. Die Männer verderben das Frauenzimmer durch eine niederträchtige Schmeicheley, und die Tändeleyen dieser letztern schleichen sich auch unter den Mannspersonen ein. Man würde mehr wahres und anständiges in die Aufführung junger Leute bringen, wenn man sie nicht so zeitig in die große Welt treten ließe, und sie zum Umgange mit vernünftigen und klugen Leuten erst rechtschaffen vorbereitete.

Die Werke, die eine Nation zum Vergnügen und zum Unterrichte liest, sind nicht weniger in Absicht auf die Sitten sehr entscheidend. Man findet Geschmack an diesen stummen Lehrmeistern, die man insgeheim zu Rathe zieht. Weil der Einfluß, den die Sitten und die Leidenschaften in einander haben, so groß ist, so wäre es eine für einen Staatsmann und Philosophen sehr anständige Beschäfftigung, die Schriftsteller der Liebe verschiedener Völker und Jahrhunderte zu durchlaufen, und das Gemälde

dieser

dieser Leidenschaft mit den Sitten der Nation und der Regimentsverfassung zusammen zu halten. Die so verachteten und insgemein so verächtlichen Romane, würden durch diese Untersuchung den historischen Werken an Nützlichkeit gleich kommen.

Die Obrigkeiten verbieten bisweilen unschuldige Bücher, die weiter nicht, als dem Interesse einer Parthey gefährlich sind. Sie lassen jene schmutzigen Werke, deren Gift heimlich alle Herzen ansteckt und verderbt, unberührt. Ich weiß zwar wohl, wie schwer und gefährlich es sey, die Republik der Wissenschaften zu zwingen, die Freyheit der Presse einzuschränken, und den Menschen vorzuschreiben, woran sie ihr Vergnügen haben sollen. Ich weiß, daß es Schande genung für diese schmutzigen Federn und ihre schändlichen Geburten ist, von ehrlichen Leuten verachtet zu werden, und daß die öffentliche Meynung die Tugend gegen die Anfälle dieser Giftmischer in Schutz nimmt. Dem ohngeachtet dauert das Uebel fort, und man müßte kräftigere Mittel hervor suchen, wenn man den Lauf unverschämter Schriften hemmen, und schwache Herzen vor der Versuchung sie zu lesen bewahren wollte.

Es giebt noch eine andre Art von Büchern, deren Lesung man nicht allein erlaubt, sondern sie sogar den jungen Leuten, als zu ihrer Erziehung nothwendig, in die Hände giebt, die unterdessen vielleicht eben so gefährlich sind, als die allerausgelassensten Schriften Das sind die Schriften, die uns einen zu hohen Begriff von der Liebe geben, und sie zur erhabensten Tugend machen; oder die, welche

ihre Natur ganz verkennen, und sie als das größte Laster vorstellen. Die Romane, die Theaterstücken, deren Urheber zu Aposteln einer verliebten Schwärmerey geworden sind, unterhalten und verbreiten diesen Geist der Tändeley und seine nachtheiligen Folgen. Ich habe schon von den schlimmen Wirkungen dieser Werke auf die Sitten geredet. Es wäre besser, wenn man von dieser Leidenschaft einen recht genauen Begriff zu geben suchte, wenn man die Rolle, die sie eigentlich spielt, und wieviel man aus ihr machen müsse, deutlich zeigte. Wir gewinnen nichts durch das falsche Erhabene, das wir hinein bringen. Der Irrthum verursacht stets Unordnungen; die Wahrheit allein führt zur Tugend.

Unter denen, die so aufgeblasen wider die Liebe schreyen, giebt es einige, die ihrem eigenen Gefühl entgegen handeln, und wider ihr Gewissen predigen, diese Heuchler verdienen die Verachtung und den Abscheu der Menschen, die sie aus einem niederträchtigen Eigennutz, und aus Begierde zu herrschen hintergehen. Es giebt andre, die sich selbst betrügen, und Mitleiden verdienten, wenn sie damit zufrieden wären, sich insgeheim geirrt zu haben, und wenn sie nicht ihre Irrthümer zu Glaubensartickeln machen wollten. Stumpfe und nicht viel begreifende Köpfe nehmen einige willkührliche Grundsätze an, und denen zu Folge vermengen sie beständig die Laster mit den Schwachheiten. Man macht die Menschen nicht tugendhaft, wenn man ohne Unterlaß ein leeres Geschrey wider die Leidenschaften erhebt, die zum Wesen derselben gehören: man

bringt sie nicht anders zu ihrer Pflicht, als wenn man ihnen den Endzweck und den Gebrauch der Leidenschaften, die Grenzen, in welche man sie einschränken muß, zeigt. In das Herz des Menschen muß man reden, von der Seite des Eigennutzes muß man ihn angreifen, wenn man ihn bessern will. Von welchem Nutzen für die Sitten sollten wohl jene harten Strafreden seyn, die man moralische Bücher nennt? Werke, die uns insgemein nichts als Vorurtheile predigen, und deren Urheber nicht anders als gebietende Herren zu reden, und uns zu sagen scheinen: Das haltet für Tugend; das haltet für Laster; daran geschicht unsere Meynung.

Diese vorgeschlagene Mittel werden nichts als schwache Palliative, in Vergleichung mit dem Specifico seyn, welches das Uebel aus dem Grunde heilen könnte, in welches die menschliche Gesellschaft durch die Vorurtheile gestürzt wird. Dieses einzige Heilungsmittel wäre eine bessere Erziehung des Frauenzimmers. Die Art, wie man sie wirklich erzieht, neigt sich zu sehr auf die Seite der Kleinigkeiten, sie erfüllt Köpfe, die zu etwas besserm gemacht sind, mit bloßem nichts, und läßt den thörigsten Leidenschaften den Zügel schießen.

Es ist traurig zu sehen, wieviel vortreffliche Eigenschaften aus Nachläßigkeit unbearbeitet liegen bleiben. Ein zarter Bau der Glieder, eine große Empfindlichkeit, eine glückliche Einbildungskraft, lebhafte Eigenschaften geben dem weiblichen Geschlechte eine allgemeine Anlage zu allen Talenten

und

und Tugenden. Ich muß den Frauenzimmern Gerechtigkeit wiederfahren lassen: ich habe unter ihnen, wenn sie ihres Standes oder gewisser Umstände wegen eine gute Erziehung gehabt, oder durch ein glückliches Naturell sich dieselbe selbst gegeben hatten, einige gefunden, die mehr Talente und mehr wahre Verdienste besaßen, als die Männer selbst; und diese schätzbaren Eigenschaften waren noch mit den lachenden Annehmlichkeiten verknüpft, die dem weiblichen Geschlechte so natürlich sind, und zu welchen das unsrige niemals gelangt.

Wenn diese glückliche Anlage sorgfältiger bearbeitet würde, so könnte das Glück beyder Geschlechter und der ganzen Gesellschaft mächtige Vortheile daraus ziehen. Das Frauenzimmer müßte sich auf ihren Nutzen sehr wenig verstehen, wenn sie zu einer so vortheilhaften Veränderung das ihrige nicht gern beytragen wollten. Die Zeit, in welcher man jung und artig ist, geht bald vorüber, und eine Frau, die weiter keinen Vorzug hat, als daß sie schön ist, wird ganz vergessen, wenn diese Zeit vorbey ist. Da die Leidenschaft keine Stütze mehr vor sie ist, da ihr keine Mannsperson mehr Weyrauch streuet, so verfällt sie in eine lange Weile und in ein Leeres, wodurch sie entweder zu Verläumden, oder zu einer falschen Andacht verführt wird. Wenn sie hingegen einen aufgeklärten Geist und Verdienste besitzt, so findet sie alles in sich selbst. Sie behauptet durch ihre Talente eine Herrschaft über die Männer, die weit schmeichelhafter ist, als die Herrschaft der Schönheit selbst, und sie befördert noch in einem

höhern

höhern Alter das Vergnügen ihrer Freunde, so wie sie ehemals das Glück ihrer Liebhaber machte. Ihre Einsichten werden sie schon in ihrer Jugend vor jenen demüthigenden Wahlen, vor jenen beschämenden Verbindungen bewahren, die mehr als die Leidenschaft selbst entehren; sie wird an einem Manne von Verdiensten Geschmack zu finden wissen, dessen Umgang ihre Wißbegierde in neue Länder zu führen, und der Lebhaftigkeit ihres Geistes immer neue Nahrung zu verschaffen weiß. Die lange Weile, dieser grausame Feind des Frauenzimmers, wird verschwinden; sie wird die wahren Vergnügungen kennen lernen, von denen die leichtsinnigen Geschöpfe nichts als den Schatten sehen. Sie wird sich in der Wahl einer Mannsperson nicht bloß auf sein äußerliches Ansehen einschränken dürfen, und nie dem demüthigenden Vorwurfe ausgesetzt seyn, daß sie eine Mannsperson nur von einer Seite zu schätzen wisse.

Diese Einsichten, wenn sie unter dem weiblichen Geschlechte gemeiner werden sollten, werden den verborgenen Saamen aller Tugenden hervor brechen lassen. Man lasse sich nicht einige seichte Moralisten hintergehen, die von der Tugend nicht anders reden, als ob man, um tugendhaft zu werden, einfältig seyn müsse. Die Unwissenheit bringt mehr Laster hervor, als der Mißbrauch der Einsichten und der Leidenschaften. Man muß seine Pflichten kennen, und die wahren von den erdichteten zu unterscheiden wissen, wenn man sie beobachten will; man muß feste Grundsätze beständig in seinem Geiste gegenwärtig

wärtig haben. Die Gewohnheit kann zwar Scheintugenden hervorbringen: aber wahre Tugenden entstehen nur aus gründlichen Einsichten. Die Frauenzimmer, wenn sie nach Einsichten handeln, werden von dem süssen Gefühle, das aus der Tugend entsteht, und allein uns glücklich machen kann, durchdrungen seyn. Sie werden nicht mehr eine verächtliche Ehre in ihren Schwachheiten, in ihren unbeständigen Neigungen, in ihrer leichtsinnigen Aufführung suchen: anstatt sich ihrem Eigensinne und ihren Leidenschaften blindlings zu überlassen, werden sie den einen vielmehr gewissen Regeln und die andern einer vernünftigen Herrschaft unterwerfen.

Das weibliche Geschlecht wird dadurch das Vergnügen und den Nutzen der menschlichen Gesellschaft befördern, dem es bisher entweder gefährlich oder höchstens nur zu einer eitlen und oft unnützen Zierde gewesen ist. Der Umgang mit ihnen wird nicht mehr die fruchtbare Quelle der Thorheiten, und der Canal seyn, durch welchen sie in alle Stände geleitet werden. Die Mannspersonen, die vermöge einer natürlichen Neigung ihre Gunst suchen, werden sich nicht mehr erniedrigen und wegwerfen müssen, um ihnen zu gefallen. Beyde Geschlechter werden, anstatt einander zu verderben, sich vielmehr vollkommener machen. Welche Ermunterung wird es für die Talente und die Verdienste seyn, wenn sie sich überzeugen können, daß die Schönheit ihre Belohnung seyn werde? Was überredet mehr, als ein schöner Mund, der Wahrheiten mit so vielen Annehmlichkeiten vorträgt, und durch einen mit Blumen bestreueten Weg zur Tugend führt? Die Hochachtung

tung, die beyde Geschlechter sich gegen einander einflößen werden, wird eine beständige Schule der Urbanität und Sittsamkeit seyn. Die Mütter einer Familie werden nicht mehr durch Unwissenheit, Unordnung und läppisches Betragen das größte Hinderniß bey der Erziehung ihrer Kinder seyn; sie werden nicht mehr die Häuser durch ihren Eigensinn, durch ihre Unvernunft, und durch ihre kostbaren Ergötzlichkeiten zu Grunde richten.

Die Liebe wird eine neue Gestalt erhalten; eine Gestalt, die die Natur billigt, und womit sie uns, um uns in den Widerwärtigkeiten des Lebens zu trösten und glücklich zu machen, beschenkt. Sie wird kein plumper Trieb mehr seyn, der zur Ausgelassenheit führt; noch ein schwülstiges Wesen zu unsrer Quaal gemacht; noch ein leeres Hirngespinst, das nur auf das Leere der Eitelkeit gegründet ist. Sie wird eine Vereinigung von alle dem seyn, was auf eine angenehme Art unsre Seele erfüllen kann; von alle dem, was das Vergnügen feines, die Freundschaft zärtliches, die Vertraulichkeit gefälliges, die Hochachtung schmeichelhaftes an sich hat.

Diese Gestalt der Liebe wird den Ehestand dauerhafter und ehrwürdiger machen, und dadurch den Unbequemlichkeiten abhelfen, die der menschlichen Gesellschaft durch die Verachtung und Unbeständigkeit dieses Standes zugewachsen sind. Sich an den Gegenstand seiner Hochachtung zu halten, ist der Natur sehr gemäß, und eine solche Ergebenheit ist niemals lächerlich. Die Vereinigung eines Mannes von Verdienste mit einem nichts bedeutenden

Ge-

Geschöpf ist immer sehr ungestalt und wenig dauerhaft. Einander so zuwider laufende Eigenschaften, woraus man auf beyden Seiten nichts machen kann, erregen nur Eckel und Abscheu. Oder wenn auch die Schönheit den Geschmack einigermaßen reizt, so ist es doch nur auf einen Augenblick. Aber wie glücklich ist eine Verbindung, wo jeder Augenblick neue Ursachen darreicht, mit der Wahl zufrieden zu seyn; wo der Beyfall und die Achtung aller Rechtschaffenen beständig auf zwey glückliche Personen zurück schallt, die sich mit einander auf die Zeit ihres Lebens vereinigt haben; wo alle Wünsche ohne Ausnahme gestillt werden, und wo man nicht zu auswärtigen und fremden Dingen seine Zuflucht nehmen muß, um glücklich zu seyn! Der Gesetzgeber wird wenig zu thun haben, um die Ehen dem gemeinen Wesen nützlich zu machen, und sie zum Vortheil der Bevölkerung zu vermehren.

Nachdem wir nun den wechselsweisen Einfluß der Liebe auf die Sitten, und der Sitten auf die Liebe betrachtet haben, so müssen wir auch noch untersuchen, ob diese Leidenschaft bey der Einrichtung der Gesetze als eine Triebfeder könne angesehen werden.

Die Menschen lieben gern das äußerste. Wenn sie sich lange vergebens bemüht haben, die Leidenschaften in Verachtung zu bringen und zu unterdrücken, so sehen sie endlich das Unnütze ihrer Bemühung ein, und um sich deswegen schadlos zu halten, erheben sie nun die Leidenschaften über alle Maaße, und unterwerfen uns der Herrschaft derselben ohne

Ein-

Einschränkung. Ein neuer Schriftsteller hat sich besonders durch einen Panegyricum über die Leidenschaften, und durch ein System hervor gethan, welches die allermaterielste Leidenschaft, den bloß körperlichen Geschmack an den Vergnügungen, zum Grundsatze aller andern macht. Es ist eine seltsame Sache um die Hypothesen. Dieser Autor ist denen Naturkündigern ähnlich, die, da sie die Eigenschaften des Magnets, oder der electrischen Körper, untersuchen, den Kopf so voll davon haben, daß sie die ganze Natur durch die Wirkungen des Magnets oder der Electricität erklären wollen, und alle so sehr verschiedenen Natur-Begebenheiten nach einer einzigen erwägen. Von der Stärke des natürlichen Triebes gerührt, übersieht er alle andern Theile des Instincts, daß er sogar den Ehrgeitz und den Geldgeitz aus dem Geschmacke am Vergnügen [a]) herleitet, da doch diese Leidenschaften sich dieselben versagen.

Die

a) Wenn ich rathen kann, so möchte wohl der französische Arzt Helvetius derjenige seyn, den unser Autor hier meynt. Sein Buch de l'Esprit, und die Geschichte desselben ist auch unter uns bekannt genung. Man sehe in dem benannten Buche das 10, 11 und 12 Kapitel des dritten Discourses nach, so wird man das alles finden, was hieher gehört. Wenn Helvetius Irthümer predigt, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sie mit ungemeinem Scharfsinn vorträgt, und zu behaupten

 sucht.

Die Liebe, die so viel von diesem Vergnügen in sich begreift, muß nothwendig in der Hypothese dieses Autors einen wichtigen Platz behaupten. Man stellt uns diese Leidenschaft als die Quelle der Talente, als den Grund der großen Handlungen vor, und es fehlt nicht viel, daß man sie nicht zu einer besondern Tugend macht. Diese paradoxe Meynung, in einem entscheidenden Tone vorgetragen, ist überaus geschickt, die Jugend zu verderben. Von einer Meynung bezaubert, die ihrer Neigung so sehr schmeichelt, wird sie sich einbilden, daß man sich, um Verdienste und Talente zu besitzen, nur allen Ausschweifungen der Liebe überlassen dürfe, und wird die Ausbrüche ihrer Schwachheit für einen Beweis ihres Triebes zu lobenswürdigen Handlungen ansehen. Die Erfahrung stimmt eben so wenig mit dieser Meynung überein. Alexander, Euripides, Virgil, Milton, Locke, Newton, Carl *XII*, Friederich, soviel große Männer, soviel große Geister beweisen uns, daß ihre Vorzüge keine Wirkung der Liebe sind. Man findet zwar viel große Männer, die dem Frauenzimmer geneigt sind: aber die Widerlegung durch Beyspiele beweist höchstens

nur,

sucht. Das sonderbarste ist, daß man sich in seinem Buche wirklich von seinem guten Herzen überzeugt, da man hingegen bey so viel andern paradoxen Schriftstellern allenthalben eben so viel Bosheit des Herzens als Verirrungen des Verstandes antrifft.

nur, daß die Schwachheiten der Liebe nicht nothwendig große Talente hervor bringen, welche zwar von den Leidenschaften, aber von weit edlern als die Liebe ist, erzeugt werden: Leidenschaften, die, so verschieden sie sind, sich doch mit einander vereinigen, und wo eine die andre weder voraussetzt noch ausschließt. Die bloß natürliche Liebe scheint eine Wirkung des Temperaments und der Gewohnheit zu seyn; sie kann mit dem Ehrgeitze sich vereinigen, aber sie ist keinesweges die Quelle desselben.

Dieser Autor widerspricht sich selbst. Die Wahrheit, die niemals ihre Rechte verliert, nöthigt ihn bald hernach zu gestehen, daß die großen Männer sehr wenig gegen das Vergnügen der Liebe empfindlich sind. Und eben diese großen und stolzen Seelen sind es nur, die zu großen Talenten gelangen, und uns große Handlungen sehen lassen. Es ist demnach lächerlich, eine Wirkung einer Ursache zuzuschreiben, welche in diesen vortrefflichen Seelen nicht anzutreffen ist. Die gemeinen Seelen, in welchen Hoheit mit Schwachheit vermischt ist, und welche empfindlich gegen die Liebe sind, schicken sich besser zu den angenehmen Eigenschaften, zu einer mildern und weniger erhabenen Tugend. Die Liebe zum Ruhme, die stärkste, dauerhafteste, und in allen Perioden des Lebens wirksamste Leidenschaft ist es, die uns über das mittelmäßige und bis zum großen erhebt. Die Liebe zum Frauenzimmer entfernt uns mehr davon. Die Weichlichkeit, womit sie die

Seele durchdringt, benimmt ihr alle Kraft und Wirksamkeit; der Müßiggang, in welchen sie stürzt, schränkt den Fortgang unserer Fähigkeiten ein. Ein kluger Staatsmann ist nicht ohne Ursache wider die eingenommen, die von dieser Leidenschaft beherrscht werden, und hält sie zu den Geschäfften mehrentheils für unbrauchbar.

Die Menschen, sagt man, werden durch den Reitz des Vergnügens, und die Furcht für Schmerzen beherrscht. Man kann sie folglich zu ihrer Pflicht bringen, wenn man ihnen das lebhafteste Vergnügen für Augen stellt. Einige wilde Nationen belohnen die Tapferkeit ihrer Kriegsmänner mit gutem Getränke, und die Hoffnung dieses Vergnügens macht sie zu den kühnsten Thaten geschickt. Der Besitz einer schönen Frau, sagt man, ist doch wohl eben soviel werth, als ein guter Trunk. Ein wildes Volk, antworte ich darauf, kennt keine andere als physicalische Bedürfnisse. Man kann die Seelen durch den beständigen Genuß der Vergnügungen so verdicken, daß man sie zu erhabenen Empfindungen gänzlich ungeschickt macht. Das Exempel jener Wilden, jener Böotier, das man so zuversichtlich anführt, beweist nichts. Man vermengt, wie es mir scheint, die Ursache mit der Wirkung. Die Freyheit ist es, die diesen Nationen Herz macht, und eben diese Freyheit erlaubt ihnen, sich dem Vergnügen der Liebe ohne Furcht zu überlassen. Und gesetzt, daß eine solche Belohnung gemeine Seelen

reitzen

reitzen kann, wieviel kräftiger wird nicht die Liebe zum Ruhme und zum Vaterlande seyn? Die Römer, von diesen Leidenschaften beseelt, thaten Wunder, da indessen die wollüstigen Nationen in der Mittelmäßigkeit blieben.

Man kann leicht die Leidenschaften bis zur Schwärmerey übertreiben. Wenn sich ein Gesetzgeber der Liebe bedient, um diese Schwärmerey zu erregen, so kann sie gefährlich werden. Die schwärmenden Bewegungen gleichen den Herzstärkungen, welche dem Körper auf einen Augenblick eine übernatürliche Kraft geben, um ihn hernach wiederum in eine desto größere Mattigkeit versinken zu lassen. Die Anhänger der Religionen, die sich auf Wollüst gründen, thun auf einige Zeit erstaunende Dinge; aber sie sinken in kurzen auch um soviel tiefer wieder herab, je mehr sie sich Mühe gegeben hatten, sich empor zu schwingen. Die Beyspiele dieser Religionen und der irrenden Ritter, von denen uns die Geschichte mehr nachtheiliges als vortheilhaftes bekannt macht, können uns nicht für eine schwärmerische Liebe einnehmen.

Um uns zu zeigen, wie nothwendig und wie leicht es sey, sich der Liebe als einer Triebfeder zu bedienen, redet man uns von einigen Gesetzgebern, die sich derselben mit Nutzen bedient haben. Ich weis unterdessen nicht, ob uns die Geschichtbücher aller Reiche ein einziges Beyspiel davon geben. Die Gesetze des Lycurgus, wenn man sie genau be-

trachtet, scheinen vielmehr den Geschmack an Ergötzlichkeiten zu unterdrücken, als rege zu machen. Man stellt uns die Lacedämonier als weichlich und wollüstig vor, da sie doch hart, nach Ehre begierig, und von einer übertriebenen Liebe zum Vaterlande beseelt waren. Lycurgus konnte den harten und strengen Charakter, den seine Gesetze diesem Volke gaben, so gut, daß er sich sehr sonderbarer Mittel bediente, um den Ehestand unter ihnen einzuführen.

Man thut eben dieses Unrecht einem neuern Schwärmer an, dem man vorwirft, daß er das Wohl seiner lächerlichen Secte auf das Vergnügen der Liebe gründe. Der Zwang der Ehen, indem sie dem blinden Looße unterworfen werden; die ekelhaften Gebräuche, die darbey eingeführt sind; das Strenge in den Sitten, welches denen Sectirern eigen ist, scheinen vielmehr, die Liebe zu verbannen, und ihre Vergnügen durch diese ausschweifenden Anordnungen zu vernichten. Seine Schwärmerey beruht blos auf einer verworrenen Einbildungskraft, und hat nur die entfernten Vergnügen des zukünftigen Lebens [b]) zur Absicht.

Aus

b) Nun so wäre doch wenigstens die Absicht gut: ja, Schade vor die Absicht, wenn die Mittel nichts taugen. Man weiß schon, von welcher Secte hier die Rede ist, und sie ist zu bekannt unter uns, als daß ich sie zu nennen brauchte. Gewiß ist es, daß nicht alle

Aus dem, was ich gesagt habe, schließe ich, daß es schwer sey, die Liebe bey einer gesitteten Nation zur Triebfeder gesetzmäßiger Handlungen zu brauchen. Zum wenigsten kann sie nicht als ein Haupt-Gegenstand angesehen werden; besonders in einem Lande, wo sich die Religion darwider setzt, und wo man die Sitten umschmelzen müßte, um sie einzuführen. Nach der gegenwärtigen Gestalt der Sachen, bleibt dem Gesetzgeber nichts übrig, als diese Leidenschaft in Ordnung zu halten, und sie durch eine bessere Erziehung des Frauenzimmers für die Sitten vortheilhaft einzurichten. Aber eine ewige Wahrheit, die man nicht genung einschärfen kann, und die von denen, die für die Sitten der Menschen zu sorgen haben, nie aus den Angen gesetzt werden darf, ist, daß man die Pflichten nicht den Leidenschaften, und die Grundsätze einer willkührlichen Moral den Vergnügungen entgegen setzen müsse; daß man sich nie die vergebene Mühe machen müsse, unvermeidliche Wirkungen zu verhindern; und daß die Weisheit darinne bestehe, daß man die Menschen auf der Bahn, die ihnen die Natur vorschreibt,

alle Mittel bey ihnen viel taugen. Es ist in ihren Andachten eben soviel Unvernunft und Unsinn, als sie äußerlich Devotion und Anstand blicken lassen. Sie verrathen eben soviel frommen Stolz und Menschenhaß, als überflüßige Heiligkeit. Was man ihnen sonst noch zur Last legt, und was der Autor hier zu berühren scheint, wollen wir unterdessen ununtersucht lassen.

führen, und nicht auf Wege zwingen müsse, die derselben entgegen sind.

Es vereinigt sich insgemein mit der Liebe noch eine andre Leidenschaft, welche unsre Aufmerksamkeit verdient, weil sie einen großen Einfluß auf die Sitten hat, so wie sie hinwiederum von den Sitten bald diese bald jene Gestalt erhält. Die Eifersucht ist es, deren Natur und Wirkung man nicht immer genau genung einsieht, und die man bald für eine angebohrne Neigung, bald für eine gemachte Leidenschaft hält.

Der Trieb des Menschen sich zu erhalten ziehet ihn zu allem, was er für ein Gut hält. Wenn ihm der Besitz einer Frau zu seinem Glück nöthig ist, so eignet er sich eine mit Ausschließung aller andern zu. Da wird der Begriff des Eigenthums die Eifersucht hervor bringen, und diese Empfindung ist natürlich. Wenn man mit der Zeit mit der Eroberung einer Frau eine Ehre verbindet, so wird das Verlangen nach der Ehre uns dahin bringen, daß wir allein von Seiten des geliebten Gegenstandes einen schmeichelhaften Vorzug genießen wollen; man wird aus Eitelkeit eifersüchtig seyn. Wie aber der Mißbrauch dieser beyden Triebe Geizhälse und Ehrgeitzige hervorbringt, so wird eben dieser Mißbrauch der Eifersucht verschiedene Stuffen bey verschiedenen Charactern geben. Es gibt sogar finstre Köpfe, welche, ohne Ansprüche, ohne ein Recht zu haben, auf das ganze menschliche Geschlecht eifer-

eifersüchtig sind, bloß, weil sie das Glück andrer gar nicht vertragen können. Die Eigenliebe ist es also, nebst der Eitelkeit und dem Neide, welche das wesentliche der Eifersucht ausmachen.

Alle Menschen sind dieser traurigen Leidenschaften fähig. Unterdessen verändert sich doch die Gestalt und die Wirkung der Eifersucht bey verschiedenen Völkern, und bey einem jeden zu verschiedenen Zeiten, auf tausenderley Arten. Die Bewunderer der natürlichen Ursachen suchen diese Veränderung in den Wirkungen des Clima. Die Einwohner heißer Länder, sagen sie, sind dem Vergnügen der Liebe sehr ergeben; es gehört zu ihrem Seyn und Wesen. Das Clima ändert sich: die kalten Länder bekommen einen höhern Grad von Wärme, und die Einwohner derselben nehmen die Leidenschaften der heißen Länder an. Menschen, die das Bedürfniß der Liebe so lebhaft fühlen, müssen die Liebe als das größte ihrer Glückseeligkeit betrachten; die Beraubung derselben wird ihnen unerträglich seyn, und sie werden eifersüchtig werden.

Wenn man einen Augenblick auf alle Veränderungen des menschlichen Geschlechts Acht haben will, so wird man bald das falsche und unzulängliche dieses Grundsatzes entdecken. Die traurigsten Gegenden des Nordens bringen Völker hervor, die dem Vergnügen der Liebe sehr ergeben sind, und bey denen die Religion selbst auf Wollust gegründet ist. Wir finden hingegen in den mittäglichen Gegenden

Beyspiele von frostigen Nationen, und von einer Enthaltsamkeit, worüber die nordischen Völker erstaunen würden. Und wenn auch eine heißere Sonne den Einwohnern jener glücklichen Gegenden lebhaftere Leidenschaften geben sollte, so würkt doch eben die Sonne auch eine Erschöpfung, daß sie die Leidenschaften nicht gehörig befriedigen können, und endlich entsteht daher bey diesen Völkern Kaltsinn und Gleichgültigkeit.

Und wenn bisweilen die Einwohner in einem kleinen Raume von etlichen Meilen in Africa der heftigsten Eifersucht unterworfen, und ganz von ihren Nachbarn unterschieden sind, die sich eine Ehre daraus machen, ihre Weiber an Freunde und selbst an Fremde zu verleihen; wie verursacht denn da das Clima die Eifersucht? Man findet durch ganz Indien die sonderbarsten und gar nicht nach Eifersucht schmeckenden Gewohnheiten: Die Weiber haben da völlige Freyheit; sie rühmen sich ihrer Ausschweifungen, ohne daß die Empfindlichkeit der Männer dadurch gereitzt würde. Die Männer lesen ihnen sogar selbst Liebhaber aus. Junge Mädchen werden in Ehren gehalten, je zeitiger sie Beweise von ihrer Fruchtbarkeit geben. Der Regent zu Mindanao hält es für eine besondere Ehre, wenn ihn Fremde um seine Weiber ansprechen. Die Gvebres, die Armenier sind mitten unter einer eifersüchtigen Nation nichts weniger als eifersüchtig. Die Einwohner zu Cachemir bringen ihre Weiber

zu

zu dem Prinzen, um fürstlich Blut in ihre Familien zu bringen. Die Italiener sind eifersüchtig, und ihre Vorfahren waren es nicht. Diese Leidenschaft treibt ihren Eigensinn so weit, daß unter den eifersüchtigsten Nationen ein Mann seine Frau und seine Töchter den Priestern Preiß giebt, da er seines gleichen nicht das geringste erlauben würde.

Man muß demnach die Ursachen dieser Verschiedenheit in moralischen Ursachen suchen. Eine Gesellschaft, wo der Begriff des Eigenthums nicht zu finden ist, kann auch diesen Begriff nicht auf den Besitz der Weiber anwenden; man wird da keine Eifersüchtige finden, und wir wissen, daß es die Wilden sehr wenig sind. Es war dem Lycurgus leicht eine Art von Gemeinschaft der Weiber einzuführen, nachdem er die Gemeinschaft der Güter eingeführt hatte. Wenn die Regierungsart alle Freyheit erlaubt, so wird sich das weibliche Geschlecht gewiß diese Unabhängigkeit zu Nutze machen, und die Männer werden auf eine freye Person, die sie sich nicht despotisch unterwerfen können, nicht eifersüchtig seyn. Die alten Republikaner wurden wenig von der Eifersucht gequält. In sclavischen Ländern hingegen, wo jedweder Unterthan, nach dem Beyspiel des Monarchen, den Begriff des Eigenthums übertreibt, werden die Männer auf ihre sklavischen Frauen sehr eifersüchtig seyn, und das einzige Eigenthum, worüber sie freye Gewalt haben, sehr sorgfältig bewachen. Dieses wird um soviel gewisser erfolgen, wenn die Vielweiberey mit dem Despotismus verbunden ist.

Ein Schuldner, der nicht bezahlen kann, sucht sich gegen seine Gläubiger in Sicherheit zu setzen.

Wenn die Liebe mit Eitelkeit vermischt ist, so wird die Eifersucht noch andre Gestalten annehmen, nachdem der Begriff, den sich eine Nation von der Liebe macht mehr oder weniger erhaben ist. Ein Grosser eines despotischen Reichs, der nur Sclaven zu seinen Füssen zu sehen gewohnt ist, wird eben diese Unterwürfigkeit von dem Herzen seiner Weiber verlangen, und ihm keinen Augenblick vergönnen, wo es sich mit etwas andern als mit einem Geschöpf wie er, das sich so sehr über alle andern Geschöpfe erhaben zu seyn dünkt, beschäfftigen dürfte. Ein Spanier, in romanhafte Schwärmereyen vertieft, ein Italiener, voller platonischen Chimären, sucht sein ganzes Glück in dem Besitz einer Frau, und kann nicht den geringsten Verlust ertragen, ohne in die heftigste Wuth einer angegriffenen Leidenschaft zu gerathen. Eben so konnten auch unsre ehrlichen Vorfahren, in den schwärmerischen Zeiten des irrenden Ritterstandes, die Entheiligung und den Raub ihrer Göttinnen nicht, ohne im Zorn und Wuth zu gerathen, ansehen.

Aber wenn die Sitten sich verschlimmern; wenn die Liebe nichts als die Wirkung einer verworrenen Fantasie ist, und nur die Absicht hat, immer neue Eroberungen zu machen; wenn die Frauenzimmer die Verachtung rechtschaffener Männer verdienen; wenn man sie, ihrer Aufführung halber, insgeheim für gemein hält, so wird die Eifersucht unter einer

Na-

Nation nicht mehr Statt haben. Es ist einem gesunden Verstande schimpflich, ein geringschätzig Gut zu hoch zu achten, und mit Gewalt eine Sache erhalten zu wollen, die ihrer Natur noch alle Augenblicke aus den Händen entschlüpft. Die Eifersucht wird lächerlich und zur Schwachheit. Sie ist alsdann ein Beweis entweder eines verdorbenen Geschmacks, oder eines unglücklichen Characters, ein Feind der Menschen und Störer ihrer Ruhe.

Diese Leidenschaft richtet sich also nach den Sitten, nach der Erziehung und nach den Vorurtheilen. Ob sie aber gleich von diesen Ursachen abhängt, so hat sie doch auch wiederum ihren Einfluß auf die Sitten und das Glück einer Gesellschaft. Zu wenig und zu viel von ihr ist der Gesellschaft gleich schädlich.

Eine Nation, die von der Wuth der Eifersucht beherrscht wird, ist von einem verdrüßlichen, harten und grausamen Character; ihre Sitten werden den Zwang verrathen, den man dem Frauenzimmer anthut. Die Frauenzimmer werden bey einer solchen Nation eingesperrt und vom Umgange mit Mannspersonen entfernt leben; man will schwache Geschöpfe nicht beständigen Versuchungen aussetzen, und aus Mangel der Wachsamkeit Gefahr laufen, sie zu verlieren. Diese Furcht ist gegründet. Man erziehet das Frauenzimmer schlecht, weil man das Vorurtheil hat, daß eine verständige Frauensperson leicht ihre Vortheile mißbrauche, und diese schlechte Erziehung macht ein schwaches Geschöpf noch schwä-

cher

cher. Die Männer sind des angenehmen Umganges mit dem weiblichen Geschlechte beraubt: sie wollen sich nicht der damit verknüpften Gefahr aussetzen, oder sich um ein geringes Verdienst viel Mühe geben. Man kennt das angenehme, das süße nicht, das dieser Umgang mit sich führt; man weiß nichts von der Gefälligkeit, die ein wohlgeordnetes Verlangen zu gefallen beyden Geschlechtern einflößt, nichts von der Mittheilung der Einsichten, die durch den Umgang veranlaßt wird. Wenn sich noch ein übertriebener Begriff von der Ehre zur Eifersucht gesellet, so wird die grausamste Rache die Beleidigungen, die dieser Ehre wiederfahren sind, wieder gut machen sollen. Die Nation wird einen harten, mißtrauischen und rachgierigen Character, annehmen; und dieser einzige Fehler wird sie in eine Art von Barbarey stürzen.

Wenn im Gegentheil die Sitten so verderbt sind, daß gar keine Eifersucht mehr Statt hat, so wird der Mangel dieser Leidenschaft das Verderben dieser Sitten immer noch höher treiben. Man kann der Scham nicht widerstehen: wenn es lächerlich ist, einen Schatz bewahren zu wollen, so wird man sich nicht viel aus ihm machen, die Weiber werden in Verachtung gerathen, wenn es gleichgültig ist, ob sie heut diesem und morgen einem andern zugehören, und zwo liebende Personen werden gegen einander nichts anders als Fremdlinge seyn, die alle Augenblicke einander zu verlassen bereit sind. Weder Vertraulichkeit noch Treue und Hochachtung

wird

wird zwischen ihnen Statt haben: man wird folglich alle Früchte der Verbindung zwischen zwo Personen von Verdiensten verlieren. Die Verheyratheten, beschämt eines Gutes wegen, dessen Besitz ihnen nicht lieb seyn darf, werden sich von einander entfernen, um nach der Mode zu seyn. Die Heyrathen werden eben so geschwind wieder getrennt werden, als sie waren geschlossen worden, und die Gesellschaft wird sich um alle Vortheile gebracht sehen, die sie von einer wohlgeordneten Liebe erwarten konnte.

Der Gesetzgeber, der die Eifersucht der Gesellschaft zum Vortheile einrichten wollte, hat eben die Mittel, und findet eben die Schwierigkeiten, die wir oben bey der Liebe angezeigt haben. Da unterdessen die Eifersucht lediglich von der Erziehung und den Sitten abhängt, so können die Gesetze bey ihr mehr ausrichten, als bey der Liebe. In unsern Regierungen wird es beynahe nur auf die Erziehung und die guten Eigenschaften der Frauenzimmer ankommen, um ihr die Gestalt zu geben, die dem gemeinen Besten am vortheilhaftesten, mit der Natur am übereinstimmigsten, und dieser Leidenschaft am anständigsten ist. Alles wird wohl eingerichtet seyn, wenn man, nach dem Ausdruck eines berühmten Schriftstellers, überzeugt ist, daß das Frauenzimmer das Glück der Gesellschaft befördere, wenn es sich nur zum Vergnügen eines einzigen bestimmt.

Wenn die Gewalt der Wahrheit über unsere Glückseeligkeit sich je deutlich offenbart, so ist es gewiß in der Oeconomie dieser beyden Leidenschaften. Wenn wir ihre Natur erforschen, und ihren Werth genau bestimmen, so werden wir uns nicht durch thierische Ausschweifungen herunter setzen; wir werden in keine schimpfliche Sclaverey verfallen; wir werden gewisse lächerliche Fehler vermeiden, die unsern Character und unsere Talente erniedrigen; wir werden in einer uns anständigen Verbindung eine unausbleibliche Quelle der Vergnügen, und der Mittel zu den schätzbarsten Vollkommenheiten zu gelangen, finden; wir werden endlich eine Leidenschaft, die uns zu unserm Glück gegeben ist, nicht mehr zu unsrer Quaal anwenden.

III.

Von den
Projecten.

Dum terras nominumque colunt genus, aspe-
ra bella
Componunt, agros assignant, oppida condunt,
Ploravere suis non respondere favorem
Speratum meritis. — — — — —

Horat. Epist. L. II. Ep. I. v. 7.

Von den Projecten.

Der erlauchte Verfasser des Antimachiavels giebt jedem Menschen den Rath, sich einen Plan seines Lebens zu entwerfen, der eben so zusammenhängt, als eine geometrische Demonstration; einen Plan, der alle Mittel enthält, die Umstände gegen einander hält, uns für ungewissen Schritten, und einer sich widersprechenden Aufführung bewahrt, und uns nicht einem blinden Ohngefehr überläßt.

Dieser Rath läuft mit dem, daß man Projecte machen soll, auf eins hinaus; weil ein Project nichts anders ist, als ein Plan, den wir zu Vermehrung unsrer Glückseligkeit, oder der Glückseligkeit der andern, entworfen haben; ein Plan, der den Weg zu dieser Glückseeligkeit zeigt, und wie man die Hindernisse aus dem Wege räumen kann.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ein so großer Weiser die Projecte anräth. Man ist wider alles, was diesen Namen führt, oder darauf hinaus läuft, so eingenommen, daß der Titel eines Projectmachers, nach der gemeinen Meynung, einer von den zweydeutigsten ist. Er wird insgemein mit dem Titel eines Adepten und eines Charlatans in eine Classe gesetzt. Man wird aber dieses Vorurtheil leicht fahren lassen, wenn man sich die Mühe nimmt, die Natur der Projecte zu untersuchen.

Diese Untersuchung wird ihre Vortreflichkeit, Nutzen und Nothwendigkeit unwidersprechlich beweisen.

Die Progressen des menschlichen Verstandes geschehen langsam, nach und nach, und hängen von dem Zusammenlauf vieler Umstände ab, die nur in langer Zeit einmal zusammen treffen. Die Künste, die Wissenschaften nähern sich beständig der Vollkommenheit, ohne vielleicht sie jemals zu erreichen. Es wäre eine Verachtung gegen uns selbst, und gegen unsre Nachkommen, wenn wir es für unmöglich hielten, die Einsichten, die wir von unsern Vorfahren erhalten haben, höher zu treiben, und zu vermehren.

Wir brauchen keiner Beweise, um eine Wahrheit zu bestätigen, die in Ansehung der Wissenschaften überhaupt bekannt ist. Es scheint unterdessen doch, daß man in Ansehung der Kunst zu regieren eine Ausnahme zu machen habe. Man bildet sich ein, daß eine Wissenschaft, deren man, seitdem es Gesellschaften gegeben hat, nicht entbehren konnte, und die in allen Staaten, von undenklichen Zeiten her, von soviel großen Männern ausgeübt worden ist, gründlich untersucht, in ihren Maximen bestätigt, und in ihrer Anwendung aufs reine gebracht seyn müsse.

Die Ueberlegung und die Erfahrung aber lehren uns das Gegentheil. Es ist natürlich, daß eine sehr zusammen gesetzte Wissenschaft, deren Gegenstand sich alle Augenblicke verändert, keine andern als langsamen Schritte thut. Sie muß sich stets nach ihren Gegenständen verändern. Man

kann

kann den politischen Einrichtungen keine unveränderliche Güte zuschreiben; man ist zu oft genöthigt, zu sagen: das war in dem und dem Jahrhunderte, in diesem oder jenem Jahre gut. Ob es gleich in dem Character eines Volks einige unauslöschliche Züge giebt, so muß man doch gestehen, daß dieser Character sehr merklichen Veränderungen unterworfen sey. Wird eine neue Religion eingeführt, werden neue Künste und Wissenschaften erfunden, neue Zweige der Handlung entdeckt, neue Arten im Kriege angenommen, neue Vortheile des Staats bemerkt, so verändert dieses alles die Gestalt einer Wissenschaft, in welcher nichts als die Haupt-Grundsätze unveränderlich sind.

Wir sehen unterdessen, daß die Staatsmänner diese Betrachtungen ganz aus den Augen verlieren, und sich einer schwankenden und ungewissen Routine überlassen. Da sie entweder durch ein Ohngefehr, durch Geburt, oder durch Gunst zu den Staatsgeschäfften gelangen, so bringen sie öfters anstatt einer vorzüglichen Geschicklichkeit, weiter nichts mit, als einen großen Ehrgeiß, oder eine brennende Begierde ein großes und glänzendes Glück zu machen. Sie gehen eben den Weg, den ihre Vorfahren gegangen sind, und ihre Trägheit und Ungeschicklichkeit befindet sich sehr wohl dabey.

Nichts führt sicherer zur Mittelmäßigkeit, als diese Beybehaltung der alten Gewohnheit. Die Welt gehen lassen, wie sie geht, heißt sie in dem Irrthume, in der Mattigkeit und in der Verachtung lassen. Baco hat eingesehen, daß man, wenn man

aufs große gehen wolle, entfernte Wege wählen müsse, die ihrer Neuheit wegen seichten Köpfen oft lächerlich und ausschweifend scheinen.

Man redet den Neuerungen nicht das Wort, wenn man wider die Zärtlichkeit gegen alte Vorurtheile streitet; eine Zärtlichkeit, die immer etwas Barbarey verräth. Es ist eben so lächerlich, am neuen Geschmack zu finden, blos weil es neu ist, als dem alten getreu zu seyn, weil es alt ist. Man kann die sclavische Unterwerfung unter längst eingeführte Gewohnheiten tadeln, ohne die Schwachheit so vieler Minister zu billigen, die Neuerungen machen, nur um sie zu machen, oder weil sie die Ehre haben wollen, daß ihre Einsichten nicht von den Einsichten ihrer Vorgänger abhängen sollen. Wenn man das Glück eines Staats befördern will, muß man weit edlere Absichten haben, als die Begierde nach einer falschen Ehre, die man durch zweydeutige Mittel erhält.

Man darf sich nur zu überzeugen suchen, daß noch nicht alles erfunden ist; daß unsere Einsichten einer beständigen Verbesserung vonnöthen haben; daß der Verstand in allen Wissenschaften weiter gehen könne, und daß man folglich sehr unrecht haben würde, wenn man die alten Methoden ohne Untersuchung annehmen, und sich gegen neue, die uns vernünftige Leute etwan vorschlagen könnten, taub anstellen wollte.

Wir sind wirklich alle Veränderungen, die sich in den Künsten, in den Wissenschaften, in den Religionen, in der Regierung der Staaten hervor

gethan

gethan haben, jenen großen Männern schuldig, die, da sie die alten betretenen Wege verließen, uns neue gezeigt, und alles angewandt haben, uns auf dieselben zu bringen; mit einem Worte, Projectmachern. Ich sage nicht, daß alle, die Projecte gemacht haben, auch die Folgen davon vorher gesehen hätten; unterdessen hat doch ihr Muth dieselben vorbereitet, und ihre eingeschränkte Einsicht, wie sie es denn bey allen Menschen ist, überhebt uns nicht des Dankes, den wir ihnen schuldig sind. Ich behaupte eben so wenig, daß diese Projecte dem menschlichen Geschlechte gleich nützlich gewesen wären: niemand kann sich von der Herrschaft der Leidenschaften ganz los machen. Wer weiß außerdem, ob die immerwährenden Veränderungen und Umkehrungen selbst dem moralischen System der Welt nicht eben so natürlich und nothwendig sind, als es die Stürme und Ungewitter zur physicalischen Einrichtung auf unserer Erdkugel sind?

Um diese Betrachtungen auf wirkliche Begebenheiten zu gründen, wollen wir einige von den berühmtesten Projecten, welche in die Veränderung der Wissenschaften, der Religionen und der Staaten den stärksten Einfluß gehabt haben, untersuchen.

Man kann die Philosophen, die systematischen Köpfe, für lauter Projectmacher, die unsern Verstand zur Vollkommenheit zu bringen suchen, ansehen. Von den ersten Weisen an, bis auf die letztern Scholastiker, haben sich eine unermeßliche Anzahl von Leuten bemüht, die Menschen in das Hei-

ligthum der Wahrheit zu führen, und die meisten haben sie nur noch weiter davon entfernt.

Zwey Projecte, die in dem vergangenen Jahrhunderte gemacht sind, verdienen unsre Aufmerksamkeit. Eins ist vom Baco, das andre vom Cartesius. Der erste zeigte uns den rechten Weg, Beobachtungen anzustellen, welches der Grund unsers Wissens ist; der andre, die Art diese Beobachtungen mit einander zu vergleichen, und richtige Folgerungen daraus her zu leiten. Baco, stets vorsichtig in seinen Untersuchungen, lehrt uns die Kunst, die Natur zu fragen; Cartesius, von einer viel größern Einbildungskraft, der die Natur seinen Begriffen zu unterwerfen scheint, lehrt uns schlüßen und urtheilen. Sie sind alle beyde, ihrer Fehler ungeachtet, Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gewesen, weil wir ihnen die gute Philosophie zu danken haben. Wir genießen die Wohlthaten dieser großen Männer, ohne zu wissen, wie weit sie sich erstrecken. Wir bemerken nicht, wie sehr diese kostbare Freyheit zu denken, wovon ihre Werke uns das Beyspiel gegeben haben, die Irrthümer verbessert, die Mißbräuche abgeschafft, die Vorurtheile ausgerottet hat, ob sie gleich durch ihr Alterthum geheiligt zu seyn schienen. Ihr Einfluß erstreckt sich auf alle unsre Einsichten, auf alle unsre Handlungen und Verfassungen. Ohne sie wären wir noch unter dem Joch des Aristoteles, und den Nebeln der Scholastiker; wir seufzten noch in den Ketten des Aberglaubens und der Tyranney.

Die

Die Religion, die entweder gut oder schlecht ist, macht ein Volk entweder glücklich oder unglücklich. Unter den falschen Religionen ist ohne Zweifel die noch die beste, die sich am wenigsten von der Wahrheit entfernt, und die Sitten so sehr zum Glück eines Staats einrichtet, als möglich ist. Man muß es denen Dank wissen, die anstatt jener Religionen, die allzu offenbar wider die gesunde Vernunft verstießen, vernünftigere, obgleich nicht ganz ohne Irthümer, weil ihnen eine unmittelbare Offenbarung fehlte, eingeführt haben. Das alte Persien hatte seine Größe und seine Reichthümer dem Zoroaster zu danken, dessen weise Lehren sehr geschickt waren, seinen Anhängern Menschlichkeit, Tugend und Fleiß einzuflößen. Sein Buch [a]) ist eins der schönsten Projecte, und das ehrwürdigste Denkmal des Alterthums.

a) Im französischen steht livre du Zend, und ist vermuthlich eben das, das Hyde in hist. Rel. vet. Pers. übersetzt und eingerückt hat, das aber bey ihm Sadder heißt. Seine Lehren und Gebote sind alle darinne enthalten, und man würde sich sehr irren, wenn man dem Herrn Autor zu gefallen etwas anders als Spreu und Waizen unter einander darinne suchen wollte. Außerdem ist es unter den Gelehrten noch gar nicht ausgemacht, ob alle Werke des Zoroasters nicht untergeschobene Arbeiten sind. Die Lobsprüche aber, die unser Autor dem Zoroaster, dem Confucius und so gar dem Mahomet macht, sind einem vernünftigen und christlichen Philosophen so wenig anständig, daß ich mich wundere, wie man über einer

Wenn die von den Leibern abgeschiedenen Seelen noch gegen ihren Ruhm empfindlich sind, welches süße Vergnügen muß die Seele des Confucius nicht erfüllen? Dieser große Mann wird die Freude haben, seit so vielen Jahrhunderten die Religion, die er lehrte, die reinste, die die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, erdenken kann, noch beobachtet, und noch immer das Glück einer zahlreichen und klugen Nation befördern zu sehen.

Das Project des **Mahomet**, ob es gleich von einem übermäßigen und bisweilen bis zur Grausamkeit ausschweifenden Ehrgeize verunstaltet wird, ist eben so sehr unserer Aufmerksamkeit würdig. Wenigstens hat es das Verdienst, daß es einen großen Theil des Orients aus einer groben Abgötterey gezogen, die Erkenntniß eines einigen Gottes ausgebreitet, und eine Religion eingeführt hat, die einfach, mit abstracten Glaubenslehren wenig beschwert, und eine der vernünftigsten unter den falschen seyn würde, wenn einige abgeschmackte Fabeln davon abgesondert werden könnten. Alle diese großen Männer sind Werkzeuge in der Hand der Vorsehung gewesen,

einer kleinen Portion von Wahrheiten, die sie gelehrt haben, den ungeheuern Wust lächerlicher und oft boshafter Irrthümer, die sie zugleich mit vorbringen, aus den Augen verlieren kann. Kann man wohl sagen, daß sich Gott ihrer zur Erleuchtung der Völker bedient habe, oder sollte er sich nicht vielmehr ihrer bedient haben abgöttische Völker mit Blindheit zu schlagen?

sen, um die Gestalt der Reiche zu verändern, und Apostel, die den Menschen eine kleine Portion ewiger Wahrheiten zu lehren bestimmt waren.

Wenn diese Wahrheiten einem tummen und wilden Volke bekannt gemacht werden; wenn eine Religion geschickt ist sie aus der Barbarey zu reißen, so ist das Verdienst dessen, der den Plan darzu entworfen hat, um so viel größer. Man erstaunt über die Macht und Weitläuftigkeit des Königreiches Peru, wenn man den kurzen Zeitraum zwischen seiner Verwüstung durch die Spanier, und der neuen Bildung desselben durch **Mango-Capac** bedenkt, welcher sich für einen Boten der Sonne ausgab, diese Völker aus den Wäldern hervor zog, ihnen Gesetze gab, und sie in eine wohleingerichtete Gesellschaft zusammen brachte.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Urheber der Trennung in der christlichen Kirche die Wirkung und die Folge ihres Projects voraus gesehen haben. Die Begierde uns von dem allzu schweren Joch der Geistlichkeit zu befreyen, und die Nothwendigkeit verschiedene Mißbräuche abzuschaffen, scheinen ihren Plan entworfen zu haben. Sie sahen nicht voraus, daß ihr muthiges Unternehmen uns zu einem aufgeklärten Jahrhunderte vorbereite, die Vernunft wieder in ihre Rechte einsetze, und daß sie selbst die Vorläufer unserer Philosophen wären. Die Vortheile dieses Projects sind nicht auf die Anhänger ihrer Lehre allein eingeschränkt, sie erstrecken sich bis auf den Theil der Kirche, welcher sich der Herrschaft des Bischofs zu Rom noch nicht entzogen,

und welcher selbst sich nach und nach gebessert hat. Man nimmt in dieser Kirche an den Wohlthaten der Männer Theil, die man am meisten verabscheuet.

Wir haben in unsern Tagen die sonderbare Erscheinung eines Mannes gesehen, der uns auf dem Wege der Schwärmerey zur Einfalt der ersten Kirche wieder zurück führen will. Man muß unterdessen gestehen, daß das Project des Grafen von Sinzendorf sehr zusammenhängend ist, und daß alle Theile desselben sich unter einander zur Unterstützung dienen. Seine Einrichtungen gehen auf die Demüthigung des Geistes, auf die Erhöhung der Einbildungskraft, auf die Tödtung der mächtigsten Leidenschaften, der Liebe, des Eigennutzes, des Ehrgeizes, indem er ihnen ihre Nahrung entzieht; mit einem Worte, auf alles, was Enthousiasten macht. Er hat sich nur in der Zeit versehen: er ist zu spät gekommen; denn unser Jahrhundert ist den Stiftern einer Secte wenig günstig. Es wird ohne Zweifel Schwärmer geben, so lange es schwache Köpfe mit einer starken Einbildungskraft geben wird. Aber die Vernunft erwacht endlich bey einem Volke, schränkt die Einbildungskraft ein, stärkt ihren Geist, und vernichtet das Reich der Schwärmerey und des Aberglaubens. Nach dem Tode des Grafen von Sinzendorf wird sich seine Heerde ohnfehlbar zerstreuen, und seine Träume werden das Schicksal aller unbeständigen Secten haben, die nur so lange dauern, als die ansteckende Einbildungskraft des Anführers auf die Köpfe seiner Jünger wirkt.

Wenn die Religionen den Neuerungen gewisser Projectmacher unterworfen gewesen sind, so sind es die Regierungen noch weit mehr gewesen. Die Staatskunst, der Schauplatz und die Nahrung großer Leidenschaften, ist seiner Natur nach zu Neuerungen weit geschickter als die Theologie. Wir finden, wenn wir die Geschichte durchlaufen, in allen Ländern Revolutionen über Revolutionen, welche durch den unruhigen Geist entweder eines Eroberers, oder des Volks selbst veranlaßt worden sind. Die Zahl dieser Projecte ist so groß, daß man sich begnügen muß nur einige, nur die größten und außerordentlichsten zu untersuchen.

Unter den alten ist das Project des **Lycurgus** das sonderbarste, und am meisten von den gemeinen Begriffen entfernt. Seine Gesetze verstoßen wider die Moral und wider alle Leidenschaften, um sie in eine einzige, in Ehrgeiz zu verwandeln. Sie sind unterdessen so wohl abgepaßt, daß ihre Wirkung unfehlbar war. Die lange Dauer dieser Gesetze zeuget von ihrer Güte und Weisheit. Die Lacedämonier waren ein Haufe von Religiosen, welche keinen andern Gegenstand ihrer Leidenschaften kannten, und um so viel leichter an eine strenge Regel zu binden waren. Wenn die Stifter unserer Mönchsorden keine Schwärmer gewesen wären, so könnte man glauben, daß sie den Plan ihrer Stiftungen nach einem so vortrefflichen Muster entworfen hätten.

Das Project Cäsars, sein Vaterland sich zu unterwerfen, war gut, weise und nothwendig; obgleich die eifrigen Republikaner heftig darwider

schrien. Die ungeheuere Größe der Republik, der ausschweifende Ehrgeiz ihrer Bürger, das Verderben des Raths und des Volks, die schrecklichen bürgerlichen Kriege, die vorher gegangen waren, alles dieses konnte einen verständigen Mann überzeugen, daß Rom nicht ohne einen Herrn bestehen könne. Cäsar machte von seiner frühen Jugend an die Anlage es zu werden. Seine Kunst, das Volk auf seine Seite zu ziehen, und sich einen Anhang zu machen; seine Aufführung in der catilinarischen Verschwörung, in Gallien, und gegen den Pompejus, zeugt von dem ordentlichsten Plane und von der besten Ausführung desselben. Der Plan des Pompejus hingegen konnte unmöglich glücklich ablaufen. Er war für das Genie seines Urhebers zu groß: oder seine stetigen Veränderungen, seine unbeständige Aufführung, geben vielmehr zu erkennen, daß er nichts als eine Absicht und gar keinen Plan hatte.

Wenn ein Project dem Projecte Cäsars nahe kommt, so ist es gewiß Cromwels seines. Es geht zwar eine Sage unter den Engländern, die den großen Männern aus ihrer Nation so selten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß Cromwel nur das ausgeführt habe, was Ireton erdachte; so wie man in unsern Tagen von einem berühmten Manne sagt, daß er nur die Lehren vortrüge, die sein Bruder studierte. Man kann aber diese Antwort unmöglich für wahr annehmen, wenn man auf die so wohl überlegte, und stets genau beobachtete Aufführung Cromwels Acht hat. Wenn

man seine Grausamkeit und seine ungerechte Usurpation verabscheuet, so kann man sich doch nicht enthalten seine Geschicklichkeit, sich der Liebe zur Freyheit selbst zur Unterdrückung eines freyen Volks zu bedienen, zu bewundern.

Das Project der Päbste, zur Universalmonarchie zu gelangen, war eins der weit aussehendsten. Die Unwissenheit und das ungesittete Wesen der mittlern Zeiten war ohne Zweifel zur Ausführung eines solchen Vorhabens nothwendig. Aber diese Umstände verringern die großen Einsichten derer nicht, die den Plan darzu gemacht haben. Wie schwer mußte es einer Macht ohne Truppen, blos mit geistlichen Blitzen bewaffnet, werden, den Thron dem Altare zu unterwerfen? Welche Kunst, die Geistlichkeit ehrwürdig und geheiligt zu machen? Welche Geschicklichkeit sich eines Prinzen zur Unterdrückung eines andern zu bedienen? Die Geschichte giebt uns kein Beyspiel von einem ähnlichen Projecte, ausgenommen das Project des großen Lama, dessen Ansehen so lange dauern wird, als die Wildheit der Tartarn. Die Gewalt der Päbste erhielt sich einige Jahrhunderte, und würde noch in ihrer voriger Größe seyn, wenn sich nicht eine von den Veränderungen ereignet hätte, denen alle menschliche Dinge unterworfen sind. Ein solches Project schickt sich zu keiner Erb-Monarchie, wo die Schwachheit und die Leidenschaften der Nachfolger, und die ungewisse Regierung während der Minderjährigkeit eines Prinzen, so viel veränderliches in den Staatsgeschäfften hervor bringen. Es ist nur

in

in einem Wahlreiche gut, wo man den Regenten aus einer Gemeinschaft, die von einem und eben demselben Geiste regiert wird, nimmt, und wo der Mensch zwar sterben kann, der Regent aber niemals stirbt.

Man hatte Carln V. und seinen Sohn **Philipp** II. im Verdacht, daß sie mit einer Universalmonarchie von einer ander Art schwanger giengen; mit einer Monarchie, die alle übrigen Regenten in Europa zu Vasallen gehabt hätte. Sie verschwendeten beyde vergeblich die amerikanischen Schätze, wie es auch nicht anders kommen konnte. Wenn eine christliche Macht ihre Herrschaft über alle andern Mächte ausdehnen wollte, so müßte sie die Religion, die Sitten, die Künste und Wissenschaften in Europa verändern, und uns wieder in die Barbarey stürzen.

Ich kann das Project **Heinrichs** IV. nicht für wahr halten, obgleich so viel Geschichtschreiber es dafür ausgeben. Ich will auch nicht untersuchen ob die Memoiren des **Sülly** ächt sind; wenigstens kann die Anlage zu diesem Project nicht von der Hand dieses großen Ministers seyn. Es ist unmöglich, daß zween so kluge Köpfe, als **Heinrich** IV. und **Sülly**, sich an dieses Geheimniß der Staatskunst sollten gemacht, und eine solche Chimäre ausgeheckt haben. Eine mittelmäßige Kenntniß der Menschen und der Staatsgeschäffte zeigt das Seichte eines Projects, welches auf den zerbrechlichen Grund der Uebereinstimmung so vieler Mächte gebauet ist. Der Eroberungsgeist eines

einzi-

einzigen Regenten würde es bald wankend gemacht haben; die andern, die ihre Rechnung bey dergleichen Unruhen besser gefunden hätten, würden sich nicht nach dem Gutachten der meisten haben bequemen wollen, und so wäre dieses Gebäude durch seine eigene Last zu Boden geworfen worden. Ein beständiger Friede ist von der Vorsehung nicht beschlossen; und wenn sie diese Absicht gehabt hätte, so würde sie den Menschen einen ganz andern Character gegeben haben. Der Krieg scheint mir ein nothwendiges Uebel zu seyn. Wenn wir zu so viel Einförmigkeit bestimmt wären, so würden uns niemals Pest und Erdbeben heimgesucht haben.

Man kann keine bessere Meynung von dem Project des Barons von Görz haben. Wenigstens war es nur auf einige Zeit für Schweden vortheilhaft. Zween Nachbarn, wie Karl XII. und Peter der Große würden sich nicht lange mit einander vertragen haben, und Europa, dem sie die Fesseln anlegen wollten, würde durch ihre Trennung seine Freyheit wieder ergriffen haben.

Ein nordischer Prinz entwarf einen Plan, von dem uns die Geschichte kein Beyspiel giebt; den Plan zu einer ganz kriegerischen Macht, die sich auf eine besoldete Armee gründet, welche für die Zahl der Einwohner und die Einkünfte des Staats viel zu groß ist. Der Nachfolger dieses Prinzen, der seinen Vater an Genie und großen Einsichten weit übertrifft, macht sich die Vortheile dieses Projects, von welchem der Vater die Folgen nicht eingesehen hatte, mit der größten Geschicklichkeit zu Nutze, und

erwirbt sich in den allgemeinen Angelegenheiten ein Ansehen, an welches das vergangene Jahrhundert nicht gedacht hätte. Eine stets bewaffnete Macht, eine Macht die ihren Nachbarn alle Augenblicke mit einem Ueberfalle droht, erregt die Eifersucht von ganz Europa. Sie hat eben die Unbequemlichkeit der aus zu viel Theilen bestehenden und allzu künstlichen Maschinen, die durch den geringsten Zufall in Unordnung gerathen. Man nehme das Hauptstück heraus, die große Triebfeder verliere ihre Anspannung, so liegt die ganze Maschine ohne Bewegung da.

Alle diese Projecte sind erdacht worden um große Veränderungen hervor zu bringen, und mehr zur Vergrößerung der Regenten als zum Glück der Unterthanen abgezielt. So unglücklich ist das menschliche Geschlecht, daß es von der Gewalt seiner Beherrscher mehr Schaden als Vortheil hat, und um so viel mehr unglücklich ist, als ein regierender Herr sich Ruhm im Kriege erwirbt. Es wäre zu wünschen, daß dergleichen Genies nur selten zum Vorschein kommen möchten, und man könnte mit dem Plutarch in diesem Verstande sagen, daß es nicht gut wäre, wenn es viel Cäsars gäbe.

Es giebt noch Projecte von einer andern Art, die weit allgemeiner, weit nützlicher sind, und das Wohl der Völker mit der Größe des Monarchen zu vereinigen suchen. Dergleichen sind die Projecte, die zur Verbesserung des Finanzwesens, der Policey, der Handlung und der Künste gemacht werden. Sie übertreffen an Menge die Projecte, die auf die

Regie-

Regierung überhaupt gehen, und es würde eine sehr verdrießliche Arbeit seyn, wenn man viele davon untersuchen wollte.

Ein einziges solches Project ist öfters mehr im Stande die Gestalt der Erde zu verändern, als die größten Eroberungen. Wir empfinden noch die Wirkungen von den Projecten des Königs Heinrich von Portugall und des **Columbus**. Die Schiffahrt und das Vorgebirge der guten Hoffnung legte den Grund zu der Macht von Portugall, Holland und England, da sie zugleich Italien und die türkischen Staaten schwach machte. Die Entdeckung von Amerika gab uns neue Schätze und mit ihnen neue Bedürfnisse. Sie ermunterte folglich den Fleiß, und erleichterte den zahlreichen europäischen Völkern ihren Unterhalt, indem sie den Absatz unserer Fabrikwaaren beförderte. Selbst bis auf unsere Bauern erstreckt sich der Einfluß der Einfälle des **Columbus**. Sie störten zwar die Ruhe unserer Reiche, und das Haus Oesterreich hätte ohne ihre Beyhülfe seine weit aussehenden Anschläge nicht schmieden können, aber, ohne Amerika, hätte vielleicht die Fruchtbarkeit der nordischen Völker uns wieder eine verwüstende Wanderung über den Hals geschickt.

Wenn das Project des **Dracke**, **Raleigh**, und **Cromwel**, den Spaniern nämlich den Handel in diesen reichen Gegenden zu entziehen, wäre ausgeführt worden, so wäre unser ganzes politisches System verändert worden. Die Quelle unserer Reichthümer, wenn sie in den Händen eines stolzen und

durch das Meer von andern abgesonderten Volkes gewesen wären, würde die Wagschaale der Macht zu sehr auf die Seite einer Nation geneigt haben, welche sehr geneigt scheint, dieselbe zu mißbrauchen.

Aber das gefährlichste Project für Europa war das, das der Marschall de Vauban machte, welcher, da er für Philipp V. alles in Spanien für verlohren hielt, ihn nach Amerika schicken wollte, um da König zu seyn. Unsere Künste, unsere Manufacturen, wenn sie in die neue Welt wären gebracht worden, hätten diese entfernten Länder aus ihrer Abhängigkeit von uns gezogen. Diese Völker, die wir für Barbarn halten, hätten uns vielleicht durch ihren Fleiß sich unterwürfig gemacht. Wir würden mehr mexicanische Schiffe in unsern Häfen gesehen haben, als wir heut zu Tage in die spanischen Colonien schicken. Diese einzige Begebenheit hätte uns wieder ins Elend und in die Barbarey stürzen können.

Wenn der Plan Peters des Großen auszuführen gewesen wäre, so würde die Freyheit der alten Welt nicht in minderer Gefahr gewesen seyn. Das caspische Meer mit dem schwarzen, und beyde wieder mit dem Nordmeere zu vereinigen; den Handel mit China und Ostindien durch die große Tartarey treiben zu lassen, die dem rußischen Reiche entweder unterworfen oder zinsbar ist, wäre eben so viel gewesen, als das rußische Reich mächtiger machen, als alle andern Reiche in Asien und Europa. Man kennt die Folgen einer übermäßigen Gewalt eines unumschränkten Monarchen, welcher ein kriegerisches

gerisches Volk beherrscht. Die Neigung der Tartarn zur Unabhängigkeit, dieses edelmüthigen und kriegerischen Volkes, errettete uns von der Gefahr, die uns drohete.

Es ist etwas außerordentliches, Leute zu sehen, die noch an der Güte des größten Projects Peters, seine Nation gesittet zu machen, zweifeln; sie behaupten zu hören, daß ein erhabeneres Genie die Russen in der Unwissenheit und Plumpheit würde haben schmachten lassen. Die Liebe zum paradoxen, der Geschmack am sonderbaren, können allein dergleichen ungegründete Meynungen, die durch die Erfahrung widerlegt werden, hervor bringen. Es ist im Grunde eben die Frage, ob die Künste und Wissenschaften unnütz und den Sitten gefährlich sind. Man muß ein großer Barbar seyn, wenn man mitten unter einem erleuchteten Volke die Parthey der Barbarey ergreifen kann. Man thut solchen fanatischen Misantropen b) zu viel Ehre an, wenn man sie im Ernst widerlegt.

Die Feinde einer mächtigen Gesellschaft unterdrücken seine besten Einrichtungen. Man wirft ihm

b) Das ist etwas für den Bürger von Genf. Seine Preißschrift, und das paradoxe derselben ist bekannt. Wenn es Rousseau, wie man vermuthen kann, nicht im Ernst sollte gemeynt haben, welch einen lächerlichen Contrast machen seine Widerleger, die es sich recht sauer werden lassen, zu behaupten, daß es besser sey, Braten als Eicheln zu essen; besser in die Schule als auf die Bärenjagd zu gehen; besser eine reiche Weste als eine Löwenhaut zu tragen.

einen ausgelassenen Ehrgeiz vor, indem man ihn eine Art von Herrschaft über die entferntesten Gegenden ausbreiten sieht. Aber welches Project ist schöner, und für das menschliche Geschlecht nützlicher, als die Menschen, die in den schrecklichen Wüsteneyen von Amerika zerstreut sind, in eine Gesellschaft zu vereinigen; sie aus der Wildheit, welches allemal ein unglücklicher Zustand ist, zu ziehen; ihre grausamen und verheerenden Kriege zu hindern; sie mit dem Licht der wahren Religion zu erleuchten, und in eine Gesellschaft zusammen zu bringen, welche dem güldenen Alter durch die Gleichheit ihrer Glieder und die Gemeinschaft der Güter gleich ist? Heißt das nicht sich zum Gesetzgeber aufwerfen, um die Menschen glücklich zu machen? Ein Ehrgeiz der so viel Gutes gebiert, ist eine lobenswürdige Eigenschaft. Keine menschliche Tugend ist so vollkommen, als man sie verlangen kann. Die Leidenschaften verderben nichts, wenn man sie zu Mitteln braucht das gemeine Beste zu befördern.

Der Nutzen der Projecte **Colberts**, die Handlung und die Künste in Frankreich auf einen sichern Fuß zu stellen, schrenkte sich nicht blos in den Gränzen des Reichs ein, für welches sie gemacht waren. Ganz Europa zog Vortheil daraus, und man kann mit Wahrheit sagen, daß dieser große Mann das meiste zu den aufgeklärten Zeiten beytrug, in welchen wir leben. Er erweckte den Fleiß aller Nationen; einen Fleiß, der uns zu den Bequemlichkeiten, zu dem Luxus verhalf, ohne welche man ein Jahrhundert weder aufgeklärt noch artig nennen kann. Die

Wider-

Widerrufung des Edicts von Nantes streuete vollends den Saamen, den Colbert nur für den französischen Boden bestimmt hatte, bis nach Norden aus.

Das Project des Laws ist eins von den verwegensten, sonderbarsten und zweydeutigsten. Man streitet noch, ob dasselbe, wenn es Bestand gehabt hätte, mehr Nutzen oder Schaden würde gestifftet haben. Der Schaden war gewiß: denn es führte gerades Weges zum Despotismus. Laws erbauete dasselbe auf eine große Kenntniß der Menschen, und bediente sich auf eine feine Art der Gewinnsucht der Unterthanen, um ihr Vermögen dem Monarchen in die Hände zu spielen, welcher, wenn er diese Triebfeder des Staats in den Händen gehabt hätte, unumschränkter Herr desselben gewesen wäre. Das Gute, das durch dieses Project sollte gestifftet werden, ist sehr zweydeutig. Es ermunterte zwar die Nation zum Fleiße, und veranlaßte eine Erweiterung des Handels: Aber heißt das nicht die Seele erniedrigen, und die Gesinnungen eines großmüthigen Volks verschlimmern, wenn man ihnen diesen unordentlichen Geschmack an den Reichthümern beybringt? Der Handlungsgeist ist einem Staate vortheilhaft, und sehr schätzbar, wenn er in den Gränzen bleibt. Wenn aber alle Classen des Volks von demselben angesteckt, und nur gegen eine niedrige Gewinnsucht empfindlich gemacht worden, so gehen Ruhm, Ehre, Sittsamkeit und alle moralische Tugenden verloren.

Es giebt bisweilen Projecte, welche, ohne viel Aufsehen zu machen, dennoch einen glücklichen Einfluß auf einen Staat haben: einer verborgenen Quelle gleich, die durch ein trockenes Erdreich fließt, und dasselbe fruchtbar macht, ohne daß unsere Augen die Ursache davon entdecken. Die Engländer erkennen heut zu Tage, daß der Ackerbau allein der festeste Grund der Bevölkerung und des Handels, und folglich auch ihrer Macht ist. Man weiß, daß England seine Progressen im Feldbau dem Unterrichte und dem Beyspiele des Hartlib, eines Freundes des Miltons, zu danken hat. Ein einziger Bürger hat die Größe seines Vaterlandes dauerhaft gemacht.

Es wagen es bisweilen einzelne Personen, ihre Stimme mitten unter dem Haufen zu erheben, und wider die Mißbräuche zu reden. Obgleich die Regierung selten auf sie hört, so dringt doch die Wahrheit bisweilen bis zum Throne durch. Einige Projecte des Marschalls von Vauban und des Abts Saint-Pierre würden Frankreich glücklich gemacht haben, wenn man nicht so bald müde geworden wäre sie anzuhören. Rechtschaffene Bürger stellten den Ministern den Schaden der Verordnungen vor, durch welche der Handel mit der Levante, die Ausfuhre des Getraides eingeschränkt, und die Verfertigung gemalter Leinwand untersagt ward. Man verbessert diese nachtheiligen Verordnungen, und man wird empfinden, wie nützlich es sey, daß man nicht gegen das Schreyen des Volks taub gewesen ist. Die Erlaubniß gemalte Leinwand zu

verfer-

verfertigen wird Frankreich von der Abhängigkeit der Schweizer in diesem Stück befreyen; und sie kann für dieses letztere Land, dessen Unfruchtbarkeit seinen zahlreichen Einwohnern die Beschäftigung der Künste so nothwendig macht, die traurigsten Folgen haben.

Wenn die Projecte, wie wir gesehen haben, so beträchtliche Vortheile verschaffen; wenn durch sie alle Veränderungen eines Staats bewirkt werden, so wird man mit Recht über die Verachtung erstaunen, mit welcher man gegen die erfüllt ist, die Projecte machen, ohne daß sie an den Regierungsgeschäften selbst Antheil haben. Es kommen verschiedene Ursachen zusammen, um diese Beschäftigung lächerlich und verhaßt zu machen.

Die schöpferischen Geister, und folglich die Projectmacher sind Leute von einer großen Einbildungskraft. Es ist das gefährlichste Geschenk, das die Natur einem Menschen machen kann, wenn sie ihm eine starke Einbildungskraft ohne eine gleich starke Beurtheilungskraft giebt. Sie ist ein vortreffliches aber flüchtiges Pferd, welches, wenn es seinen Reuter nicht abwerfen soll, mit sehr geschickten Händen regiert werden muß. Eine Einbildungskraft von dieser Art, die von einem Gegenstande stark gerührt ist, sieht nichts als diesen Gegenstand, richtet alles nach demselben ein, glaubt ihn immer der Wirklichkeit nahe, und entfernt alle Hindernisse die sich diesem Hirngespinst widersetzen. Sie schweift beständig aus der Sphäre der wirklichen Lage der Sachen aus; sie wandelt nur in dem Lande

abstracter Möglichkeiten herum, und bringt nichts als Einfälle hervor, die eben so ungeheuer und chimärisch, als neu sind. Es ist unglaublich wie viel Thorheiten durch einen solchen Kopf gehen. Ein Arzt, der nicht einmal die ersten Grundsätze der Geometrie verstund, glaubte das System des Weltgebäudes verbessert zu haben. Ein anderer that Vorschläge, wie man die Luftgeister zur Verbesserung der Chymie zwingen sollte. Ein deutscher Musikus wollte einen immerwährenden Frieden, nach den Verhältnissen der Harmonie, zwischen den Fürsten stiften. Ein anderer Enthusiast wollte die Handlung der ganzen Welt einer Nation geben, die weder einen Hafen noch eine Flotte hatte. Selbst das Project der Caritiden ist vernünftig, wenn man es gegen eine Menge anderer hält, die alle Tage zum Vorschein kommen.

Der Charakter und die Umstände derer, die Projecte machen, tragen auch viel zu dem Vorurtheile bey, das man wider sie hat. Leute insgemein, die ihre eigenen Angelegenheiten, ihre eigene Aufführung nicht haben in Ordnung bringen können, werfen sich zu Verbesserern der Regierung auf; müßige Träumer, die weder von den Menschen noch von den Staatssachen die nöthige Erkenntniß haben; unbekannte Leute, die nichts als eine heftige Begierde ihr Glück zu machen, und anstatt der Talente eine große Unverschämtheit haben, durchstreifen alle Länder, und bieten den Beherrschern derselben ihre schönen Träume an: jenen herumschweifenden Aesculapen gleich, die mit ihrem Pulver die ganze Welt durch-

durchziehen, und alle Nationen gesund machen wollen. Die hintergangenen Prinzen, die von ihnen geplagten Minister, die durch solche Leute öfters unglücklich gemachten Völker, bekommen einen Abscheu vor allem, was nur Project oder Projectmacher heißt.

Die Beschaffenheit der meisten Projecte, die man den großen Herrn vorlegt, trägt vollends das ihrige bey, um diese Beschäftigung lächerlich und verhaßt zu machen. Fast alle haben die Vermehrung der Einkünfte und der Macht eines Prinzen zum Endzweck; fast keines geht auf die wahre Glückseligkeit eines Staats. Man muß die Völker entschuldigen, wenn sie wider alles, was sich unter der Gestalt einer Neuerung zeigt, ein Vorurtheil haben. Man kann immer voraus sehen, daß ein jedes neues Project, das Joch, das sie ohnedem schon genung drückt, noch schwerer machen werde. Nichts ist leichter und bisweilen einträglicher, als eine Kunst auszudenken, wie man die Unterthanen arm macht. Die Prinzen und Minister, die nicht Einsicht genung haben, zu sehen, wie sehr das Elend der Unterthanen die Schwäche eines Staats vermehre, hören diese gefährlichen Lehrer an, und das Volk verabscheuet sie. Plane, die sich auf das Principium gründen, daß man zuvor säen müsse, ehe man erndten könne, und zu welchen Zeit und viel Ueberlegung erfodert wird, sind für Köpfe, von Einbildungskraft erhitzt, zu künstlich und zu langweilig; sie sind zu schön für niedrige Seelen, die blos von ihrem Eigennutze regiert werden.

Die

Die besten Dinge werden gemißbraucht; es ist daher kein Wunder, daß man auch den Geschmack an den Projecten mißbraucht. Da aber die Mißbräuche uns das nicht verhaßt machen müssen, was seiner Natur nach schätzbar ist, so müssen wir uns durch sie auch nicht gegen die Projecte einnehmen lassen, wenn wir bedenken, daß es nothwendig ist gute Projecte zu machen, und daß darzu große Talente erfodert werden. Wir haben gesehen, daß die Projecte zur Glückseligkeit eines Volks unentbehrlich sind: laßt uns nun auch die großen Eigenschaften derer untersuchen, die dergleichen machen wollen.

Ein Project besteht seiner Natur nach aus ganz neuen Begriffen, oder wenigstens aus einer neuen Verbindung der bekannten Begriffe, aus einer Verbindung, die sie zuvor noch nicht gehabt hatten. Aus einer gemeinen Anwendung der schon bekannten Ideen, wird selten ein Project. Der Verstand könnte zu dieser Anwendung vielleicht zureichend seyn: aber man muß schaffen, wenn man etwas großes hervor bringen will. Ein nützliches Project ist demnach allezeit die Frucht des Genies.

Es ist schwer zu sagen, worinne das Genie eigentlich bestehe. Die Zweifel und Widersprüche der Philosophen über diesen Punkt geben uns die Dunkelheit sattsam zu erkennen, in welche diese Materie annoch verhüllet ist. Es scheint unterdessen, daß das Genie von einer glücklichen Organisation abhange, die durch eine gute Erziehung vollkommener gemacht, und durch den Grad von Leidenschaft beseelt wird, der zureichend ist, die Kraft zu erfinden

den in Bewegung zu setzen. Der menschliche Geist hat nicht immer alle Eigenschaften beysammen. Selten ist eine fruchtbare Einbildungskraft mit einer starken Beurtheilungskraft vereinigt, so daß die Erfindungen der erstern von der andern gehörig untersucht, und das wahre von dem chimärischen genau unterschieden würde. Die Menschen also, von denen man sagen kann, daß sie Genie haben, sind in sehr geringer Anzahl. Wenn auch die Natur einige hervor gebracht hat, so stellt sie doch dieselben selten an einen Platz, wo sie ihre Talente zeigen und anwenden könnten.

Wenn man auf die Ursachen, warum es in allen Künsten und Wissenschaften so wenig große Genies giebt, Acht hat, so wird man leicht einsehen, daß dieselben in der Politik weit seltener seyn müssen. Das Genie hält sich in jeder Wissenschaft an deutliche Begriffe, und an Grundsätze, die schon genugsam bewiesen sind. Laßt uns nun aufrichtig seyn: Obgleich so viele Jahrhunderte das ihrige beygetragen haben; obgleich die Zahl der sogenannten Gesetzgeber, und Staatsmänner sehr groß ist, so ist die Politik doch unter allen Wissenschaften noch am weitesten von der Vollkommenheit entfernt. Vielerley Umstände sind an ihrem langsamen Fortgange Schuld.

Die wahren Grundsätze unserer Einsichten beruhen auf Erfahrungen und richtigen Folgen, die wir daraus herleiten. Aber, wird man mir antworten, legt uns nicht die Geschichte eine große Menge politischer Erfahrungen vor? Ja, wenn die

Geschichte das wäre, was sie seyn sollte, so würde allerdings das Genie aus dieser Sammlung moralischer und politischer Erfahrungen schöpfen können. Aber eine gute Geschichte soll noch erst geschrieben werden, und vielleicht dürfen wir uns nie darauf Rechnung machen. Die Geschichtschreiber sagen uns von den lehrreichsten Begebenheiten nichts, oder dürfen uns nichts sagen. Haben sie, bey den Begebenheiten, die sie uns erzählen, selbst eine Rolle gespielt, so halten sie aus Furcht und Vorsicht mit der Wahrheit zurück, oder tragen sie aus Affecten oder aus Ungeschicklichkeit ganz verändert vor. Die andern, die in der Dunkelheit ihrer Studierstube, ungestalte Memoiren noch darzu verstümmeln, sind jenen gewinnsüchtigen Kupferstechern gleich, die uns die Bildnisse der Sultaninn Favoritin aus dem Kopfe vormalen. Wir wissen nichts von den kleinen Triebfedern großer Handlungen, von den wahren Ursachen wichtiger Revolutionen, von dem Einflusse der Sitten auf die Regierung, und dieser wiederum auf die Macht und die Glückseligkeit eines Staats. Wir rathen nur so obenhin, und befinden uns in dem Falle eines Mannes, der aus der äußerlichen Verzierung eines Pallasts die innerliche Einrichtung desselben beurtheilen will.

Doch vorausgesetzt, daß ein Mensch durch vieles Nachdenken ein Goldkörnchen in diesem Sandhaufen gefunden hätte, so wird er es doch nicht wagen es zur Bewährung oder zum Widerspruch in den Schmelztiegel des Publicums zu werfen. Fast in allen Ländern ist die Regierungskunst ein Heiligthum,

thum, in welches kein Profaner kommen darf; eine Art von Geheimniß in den Händen einiger Adepten; ein Geheimniß, das man weder errathen noch untersuchen darf. Es ist zu vielen Leuten daran gelegen das Volk in der Unwissenheit über die wahren Grundsätze der Regierung zu erhalten. Die, welche über die Gewissen durch Schwärmerey herrschen wollen, wissen unter ihre Gebote einige zum geistlichen Despotismus führende Grundsätze geschickt mit unterzumengen, und geben den Lehrsätzen eine willkührliche Erklärung, um ihren Irrthümern einen Schein zu geben. Die Staatsmänner, entrüstet über das innerliche und nicht zu unterdrückende Gefühl, das ein jeder mittelmäßige Mensch von seiner Mittelmäßigkeit hat, gestatten nicht, daß man jene tiefen Grundsätze untersuche, die ein unwidersprechlicher Beweiß von den geringen Einsichten der falschen Staatsklugen, und eine beständige Kritik ihrer schwachen Ausführung seyn würden. Die einen wie die andern entfernen das durchdringende Auge des Genies, und verhindern, daß keine verwegene Hand sich unterstehe den Schleyer wegzureißen, womit die Wahrheit verdeckt ist; eine Verwegenheit, welche sie um ihren ganzen Credit bringen würde.

Das geschickteste Genie wird es aber auch in der Politik nicht weit bringen, wenn nicht die Leidenschaften, die dasselbe beseelen, von einer weit edlern Art, und von mehrerer Stärke sind, als die, die das Genie überhaupt erfodert. Ohne die lebhafteste Ehrbegierde, ohne eine brennende Liebe zum Vaterlande, ohne jene erhabene Tugend, die den gemeinen

Nutzen dem besondern vorzieht, wird man nicht die erforderliche Standhaftigkeit haben, die Widersprüche, die Verfolgungen, die Furcht lächerlich zu werden, zu ertragen, als welchem allen man auf diesem Wege ausgesetzt ist: Man wird sich fürchten, ein Parteygeist, ein Staatsreformator, ein Kopf voller Chimären genennet zu werden. Unsere Erziehung ist ebenfalls nicht geschickt uns jene starken Leidenschaften einzuflößen, die wir an den Alten so trocken bewundern. Sie erfüllt unsere Seele nur mit kleinen Begierden, mit dem Verlangen unser Glück zu machen, uns geehrt zu sehen, oder aufs höchste mit einer Ehrbegierde, die uns auf dem Wege der Tugend kaum so weit bringt, daß wir in den Augen unserer Mitbürger nur nicht ganz als verächtliche Menschen angesehen werden.

Das Genie muß also in der Staatskunst eine seltene Sache seyn; und wenn es auch alle Hindernisse übersteigen sollte, die sich seiner Bildung widersetzen, so wird es doch mit noch größern zu kämpfen haben, wenn es seine Talente recht nutzbar machen will. Das Publicum wird ihm sein Vertrauen versagen, anstatt daß es sich von ihm sollte unterrichten lassen. Wir haben eine blinde Hochachtung gegen hohe Würden, eine sclavische Bewunderung gegen die Großen in der Welt, vermöge welcher wir sie auch immer gern für erhabene Geister, und ihre Regierung als das Meisterstück des menschlichen Verstandes ansehen. Wenn ein weiser Mann Wahrheiten vorträgt, die der Methode dieser bewunderten Männer widerspricht, so wird er für einen Eingebildeten,

bildeten, der die Klugen unterweisen will, oder für einen Schwärmer aus der Republick des Plato gehalten. Es wäre demnach nöthig, daß der, der ein Volk regieren und erleuchten will, die Augen desselben durch ein großes Ansehen und durch große Würden blenden könnte. Aber dieses Ansehen, diese Würden, sind meistentheils nur die Belohnung listiger Köpfe, niederträchtiger Seelen, oder höchstens das Zubehör der Geburt, anstatt daß sie die Belohnung des Genies seyn sollten. Das Glück eines Mannes von Genie ist unglücklicher Weise bey uns fast nichts anders als ein Phänomenon, das sich selten sehen läßt, oder nicht lange Bestand hat. Man muß selbst Genie haben, wenn man vom Genie richtig urtheilen will, und die Großen gehen immer nur mit Leuten um, die ihnen ähnlich sind.

Je größer die Schwierigkeiten sind, desto mehr Dank muß man den Bemühungen eines tugendhaften und verständigen Bürgers wissen, der sie zu übersteigen sucht. Ein geschickter Projectmacher wird stets in den Augen derer, die Verdienste zu erkennen wissen, ein schätzbarer Mensch seyn. Der gemeine Haufe, der so gern das bewundert, was er nicht versteht, würde wohl thun, wenn er in Ansehung der Projecte eben so verführe, und glaubte, daß nur ein Genie, das dem Genie des Erfinders ähnlich sey, von der Erfindung selbst richtig urtheilen könne. Man sollte sich in einer so schweren und verwickelten Wissenschaft, als die Politik ist, eben so verhalten wie gegen die Geometrie. Alle Welt erstaunt über die Entdeckungen eines Neuton, und

wenige verstehen sie. Man beruft sich auf das einstimmige Urtheil derer, die im Stande sind, sie vollkommen einzusehen.

Es scheint unnöthig, dem Genie gewisse Regeln vorzuschreiben, die es beobachten soll. Man würde es, sagt man, eben so machen, wie jener Anführer der Wilden, der der Sonne die Bahn weist, welche sie durchlaufen soll. Einige Betrachtungen, über die Art, wie man Projecte machen soll, können zwar nützlich seyn, wenn auch nicht als Hülfsmittel zur Erfindung, doch zum wenigsten um von dem Werthe des Erfundenen zu urtheilen.

Alle große Projecte müssen das gemeine Beste zum Zweck haben. Wenn sie dieses vortreffliche Merkmal nicht an sich haben, so sind sie nichts als ein Ungewitter, das zwar die Luft von einigen schädlichen Dünsten reinigt, aber zugleich Felder und Saaten verwüstet, wo es hintrift. Ein großer Geist durchwacht seine Nächte nicht, um die zweydeutige Größe eines einzigen auf das Unglück ganzer Millionen von Menschen zu gründen. Er wird zu eben dem Zwecke durch weit edlere Mittel zu gelangen wissen. Die Majestät des Regenten läßt sich sehr wohl mit dem Glück der Unterthanen, und die Menschlichkeit mit der wahren Politik vereinigen.

Welcher nun diese brennende Liebe zu dem gemeinen Besten bey sich verspürt, und den Schaden, den er hier und da gewahr wird, zu heilen sucht, der wird besonders Achtung geben, ob dieser Schaden sich nicht etwan auf die Unvollkommenheit der Natur des Menschen und aller menschlichen Einrichtun-

tungen gründe. Die Mißbräuche sind öfters ein Unkraut, dessen Wurzeln mit den Wurzeln der guten Pflanze so in einander gewachsen sind, daß man das eine nicht ausreißen kann, ohne zugleich der andern Schaden zu thun. Der Luxus, der allemal wider die guten Sitten streitet, ist einem reichen Volke nothwendig. Ein tapferes Volk, wenn es zugleich arm ist, wird, so lange es in der Armuth bleibt, sich gehindert sehen, groß und mächtig zu werden. Der kriegerische Geist schadet der Handlung, und der Handlungsgeist macht gewinnsüchtige und feige Seelen. Die Freyheit leitet zu Factionen und bürgerlichen Kriegen: Eine allzustrenge Ordnung, eine zu tiefe Ruhe stürzt in Sclaverey. In der Mechanik verliert man an der Zeit, was man an der Stärke gewinnt; und in der Politik geht so viel am Glück verloren, als an der unumschränkten Gewalt gewonnen wird. Man muß den Schaden und den Vortheil, der aus der Verbesserung desselben kommt, auf einer sehr richtigen Waage genau abwägen.

Die größten Fehler in der Politik, werden von lebhaften und dabey eingeschränkten Geistern, die hartnäckig an einem Gegenstande, oder an einer Seite eines Gegenstandes kleben, begangen. In einer aus vielen Stücken bestehenden Maschine, leisten sich alle Theile einander Hülfe, und um von der Wirkung richtig zu urtheilen, muß man das Ganze betrachten. Die Regierungskunst besteht nicht aus abgesonderten einzelnen Wahrheiten: sie halten sich vielmehr alle einander bey der Hand.

Kein Project kann nützlich seyn, wenn es nicht auf das ganze der Einrichtuug geht. Die Regierungsart, die Religion, die Sitten und das Genie des Volks, die Beschaffenheit der Handlung und der Künste, die Bevölkerung, alles muß darbey in Erwägung gezogen werden. Man würde mehr als ein Buch schreiben müssen, wenn man sich auf alle diese Stücke besonders einlassen wollte. Da man aber eine genaue Kenntniß von diesen Dingen haben muß, wenn man ein wahrer Staatskluger seyn will, so kann man auch überhaupt sagen, daß ein guter Projectmacher die gründlichste und vollkommenste Einsicht in alle diese Dinge haben müsse.

Es ist natürlich, daß ein Volk, dessen Religion einen guten Theil der Bürger zum ehelosen Stande und zum Müßiggange verdammt, das diese Müssiggänger auf Unkosten der fleißigen und arbeitenden Einwohner ernähren muß, und dessen Geist durch einen tyrannischen Aberglauben niedergeschlagen wird, sich auf keine Projecte einlassen könne, die Mannschaft, Geld und Herzhaftigkeit erfodern. Unter einer unumschränkten Regierung kann nichts gelingen, wenn die Unternehmung von der Activität und den Leidenschaften der Unterthanen abhängt. Eine artige, lebhafte und leichtsinnige Nation, ist zu keinen Unternehmungen gemacht, die ihrer Natur nach Zeit und Gedult erfodern. Dagegen sind Dinge, die Einsicht und Klugheit verlangen, wieder nicht für ein Volk, das noch rauh und ganz und gar unwissend ist.

Wenn

Wenn auch ein Project nach allen diesen nothwendigen Stücken angelegt ist, so müssen doch die Mittel zur Ausführung eben so wohl überlegt werden, ehe man sich von dem Nutzen desselben überzeugen kann. Ein philosophisches System ist vollkommen, wenn die Theile desselben, auf hinlängliche Beweise gegründet, einander zur Stütze dienen, und mit der erfoderlichen Deutlichkeit vorgetragen werden. Mit einem politischem Project aber ist es nicht so beschaffen, als welches keine so frostigen und ruhigen Wahrheiten enthält, dergleichen die philosophischen sind. Die Politik beschäfftigt sich mit solchen Wahrheiten, die die heftigsten Leidenschaften, den Ehrgeitz und den Eigennutz rege machen. Man muß diese Leidenschaften so zu regieren wissen, um Leute von mittelmäßigem Geiste von den Wahrheiten, die ihre Leidenschaften intereßiren, zu überzeugen.

Man erstaunt, wenn man die verschiedenen Abbildungen der Minister betrachtet, über den Unterschied, den die Geschichtschreiber unter diesen Staatsmännern machen, deren einige die Umstände glücklich zu nutzen, die andern aber, sie nach ihrem Gutbefinden, einzurichten wußten. Der letzte Zug in einem Character scheint übertrieben, weil es beynahe lächerlich ist, einem Menschen eine Gewalt zuzueignen, die nur der Vorsehung aufbehalten ist. Unterdessen ist etwas wahres in diesem Unterschiede, wenn er nur recht verstanden wird. Die, die sich in die Umstände zu schicken wissen, sind gemeine Geister, die dem Lauf der Geschäfte nachgeben, die sich den

Strom der Gewohnheit fortreißen lassen, und nur die Leidenschaften in dem Augenblicke, als sie bey den Menschen rege werden, zu ihrem Vortheil anzuwenden wissen. Diejenigen, im Gegentheil, die die Umstände nach ihrem Gefallen einrichten können, sind erhabene Geister, die vermöge einer tiefen Einsicht in das Herz des Menschen, gelernt haben, die zu ihren Absichten nöthigen Leidenschaften zu erregen; die nach einer genauen Vergleichung der Bewegungsgründe und der Charactere, eben so sicher schließen, was für eine Leidenschaft bey diesem oder jenem Menschen durch diesen oder jenen Vortheil entstehen werde, als man aus einer physicalischen Ursache auf die Wirkung schließen kann.

Ohne diese Geschicklichkeit die Leidenschaften zu erregen und zu leiten, wird man sich nie einen glücklichen Fortgang von einem Project versprechen können. Diese große Kunst ist unterdessen so wenig b kannt, und so wenig in der Uebung, daß wir kaum die Anfangsgründe davon verstehen. Der meiste Theil der Gesetzgeber und der Staatsmänner bedient sich sehr unkräftiger Bewegungsgründe, und kennet die Stärke der Triebfedern gar nicht, deren sich die Natur bedient. Sie setzen erkünstelte Leidenschaften an die Stelle, dergleichen die Ehre und die Schwärmerey sind, die nicht länger dauern, als die Bezauberung währt, und die stets durch die verdrungen werden, die die Natur billigt. Man kann leicht den Menschen zu allem bereden, wenn man ihm ein bloßes Schwerdt über seinem Scheitel hängend zeigt. Aber die Furcht macht die Leute dumm, und

bringt

bringt eher eine schädliche Unbeweglichkeit hervor. Sie gleicht den besänftigenden Arzeneymitteln, die auf einige Zeit zwar die Schmerzen lindern, deren öfterer Gebrauch aber endlich den ganzen Körper zerstört. Eine Nation, die nur mit der Peitsche oder dem Stecken regiert wird, kann nichts anders als eine Nation niederträchtiger und unnützer Sklaven seyn.

Die kleine Anzahl von Genies, die die Kunst, die Leidenschaften zu regieren, verstanden hat, beweist uns durch deutliche Beyspiele, daß man alles mit den Menschen anfangen kann, wenn man den Ton ihrer Leidenschaften zu treffen weiß. Was für Wunder sind durch gewisse Anordnungen hervor gebracht worden! Was für Veränderungen, die der menschlichen Natur zu widersprechen schienen, sind von Männern unternommen worden, die über andre zu herrschen gebohren schienen! Geschickten Händen gelingt alles. Dem, der die Menschen recht kennt, ist alles möglich; und einem Projectmacher ist diese Kenntniß unentbehrlich.

Doch muß man, wenn man die großen Leidenschaften in Bewegung setzt, die kleinen nicht ganz unberührt lassen. Man warf dem berühmten Johann von Witt vor, daß er seine Republick durch allzu viel Vernunft ins Elend stürze. Dieser Minister, der ein geschickter Mathematicus, und in seinen Grundsätzen allzu abstract war, beurtheilte den Lauf der Sachen nicht anders, als nach den wahren Vortheilen derer, mit denen er zu thun hatte; Vortheile, die öfters gar nicht erkannt, und

noch öfterer kleinen Leidenschaften aufgeopfert wurden. Er gab nicht genung auf die kindischen Ursachen der Handlungen bey den Großen, auf die elenden Bewegungsgründe ihrer Unternehmungen, auf die geringen Ursachen großer Begebenheiten, auf den schlechten Geschmack kleiner Seelen, welche gleichwohl große Seelen regieren wollen, Achtung. Er irrete sich, weil er zu klug war, und ward endlich das Opfer eines zu richtigen und erhabenen Verstandes.

Wenn diese Betrachtung in öffentlichen Angelegenheiten nöthig ist, so ist sie es nicht weniger in denen, die das Innere des Staats betreffen. Die Unterthanen sind weit mehr aufgelegt nach nichtsbedeutenden Gründen zu handeln, als ihre Beherrscher. Das gemeine Volk, das voller Irthümer und Vorurtheile steckt, verdient zwar wohl, daß man seine Schwachheit schont, und ihm die Gegenstände nur von der gefälligsten Seite zeigt. Man darf öfters nur den Namen einer Sache verändern, um sie angenehm zu machen; man darf dem, was in der Gestalt einer Neuerung mißfällt, nur den Titel einer ehrwürdigen alten Gewohnheit geben. Die Menschen wollen betrogen seyn, wenn es auch ihren eigenen Vortheil betrifft. Sie sind einem Kranken gleich, der an den Arzeneyen einen Abscheu hat, die er doch gern nimmt, wenn sie ihm nur unter einer andern Gestalt gegeben werden. Anstatt sich den Vorurtheilen oder alten eingerosteten Gewohnheiten mit Gewalt zu widersetzen,

tzen, muß man sie nur nach und nach untergraben, oder durch entgegen gesetzte Gebräuche auszurotten suchen c).

Wenn auch ein Project nach allen diesen feinen und zahlreichen Betrachtungen entworfen wäre, so wird es doch noch unendliche Schwierigkeiten auf Seiten derer finden, die es zur Ausübung bringen sollen. Die Natur, die mit ihren Gaben sparsam umgeht, verschwendet sie nicht leicht an diejenigen, die über ein Volk regieren sollen; und wenn sie auch bisweilen dieselben den Söhnen der Götter zu Theil werden läßt, so läßt doch die Erziehung neben dem Throne diese kostbaren Geschenke selten zur gehörigen Reife kommen; und dennoch kann nur das Genie an den Früchten des Genies Geschmack finden. Um ein so weitläuftiges und verwegenes Project, als

c) Es fällt mir hierbey eine vortreffliche Allegorie aus dem Buche des Helvetius, das man in Paris verbrannt, und in Deutschland übersetzt hat, ein; ich kann mich nicht enthalten sie her zu setzen: „Ich weiß, sagt er, daß wenn man einen durchgängig angenommenen Irrthum angreifen will, „man, so wie Noa die Tauben aus seiner Arche „ließ, einige Wahrheiten auf Entdeckung ausschicken müsse, um zu sehen, ob die Fluth der „Vorurtheile nicht noch die ganze Fläche des Erdbodens bedecke; ob die Irrthümer zu verseigen „anfangen; und ob man hier und da einige Inseln finde, auf welchen Tugend und Wahrheit „sich niederlassen, und den Menschen mittheilen „können.„ Man sehe die deutsche Uebersetzung S. 230 nach.

Görz machte, zu übersehen, werden Geister erfodert, wie Peter der Große, und Carl XII. waren. Ein Herzog von Orleans mußte es seyn, der über das Project des Laws nicht erschrecken sollte. Ein Mann, der dergleichen Projecte macht, muß sie nur solchen Regenten vorlegen, die von der Vorsehung bestimmt sind, in den Revolutionen der Welt eine merkwürdige Epoche zu machen.

Auch nur solche Regenten vertrauen großen Männern einen Theil ihrer Gewalt. Man darf sich also nicht schmeicheln, daß man mit einem großen Projecte bey einem Minister von Genie, unter der Regierung eines schläfrigen Prinzen, Beyfall finden werde. Die großen Minister sind eben so selten, als die großen Prinzen.

Wenn auch ein Monarch von großem Geiste, Minister wählt, die ihm gleichen; oder wenn ein mittelmäßiger Prinz geschehen läßt, daß ein großer Mann, durch glückliche Begebenheiten, bis zu den höchsten Würden empor steigt, so darf man doch noch nicht hoffen, daß man mit den vortheilhaftesten Projecten den Beyfall des Ministers gewinnen werde. Große Seelen sind nicht immer gegen einen kleinen Eigennutz unempfindlich; ein erhabener Geist, tiefe Einsichten, die Gewohnheit, seine eigene Gedanken zu billigen, verursachen nur allzu oft ein hartnäckiges Vorurtheil gegen fremde Gedanken. Einen Plan zu verwerfen ist öfters nichts weiter nöthig, als daß ihn ein anderer, als der Minister, entworfen habe. Sülly setzte sich, bey den besten

Absich-

Absichten, die er für das gemeine Beste hatte, heftig wider die Einführung der Seidenmanufacturen in Frankreich. Dieser harte und unbewegliche Mann haßte den Urheber des Projects, als einen Menschen, der sich mit ihm in die Gnade seines Herrn theilen wollte; und sein natürlicher Stolz gestattete ihm nicht, Vorschläge zu billigen, die er nicht selbst gethan hatte.

Wenn große Männer so vielen Schwachheiten unterworfen sind, was soll man da wohl von dem großen Haufen mittelmäßiger Köpfe erwarten, die die wichtigsten Posten besteigen, und beschimpfen? Unwissend und eingeschränkt können sie weder den Umfang noch die Schönheit eines Plans einsehen; sie halten alles für Chimären und Unmöglichkeiten, was über die engen Gränzen ihres Geistes und ihrer Einsichten ist. Ihr Ansehen und die Schmeicheley, die sie stolz macht, erlauben keinem ehrlichen Manne, der in der Dunkelheit lebt, daß er sich die Mine geben dürfte, als ob er sie unterweisen wollte. Dieser verwegene und in der Dunkelheit lebende Mann mag ein großer Geist seyn: sie bemerken es an ihm; und ihre Eigenliebe treibt einen Spott mit allem, was man einen großen Geist nennen kann; ein ewiges Recht, und eine unveränderliche Gewohnheit der Thoren. Ein solcher Minister wird folglich die großen Genies weit von sich entfernen, ihre Gedanken verwerfen, und alle ihre Projecte zu hintertreiben suchen. Und wieviel vornehme Männer von diesem Character findet man nicht, wenn

man den gegenwärtigen Staat von Europa betrachtet? Wieviel Beyspiele einer niederträchtigen Eifersucht, eines schmutzigen Eigennutzes, und einer aufgeblasenen Unwissenheit!

Die Regenten, die von der Nothwendigkeit die Regierungskunst vollkommener zu machen, von dem Nutzen der Projecte zur Glückseligkeit eines Staats überzeugt sind, werden den großen und zahlreichen Unbequemlichkeiten nicht besser abhelfen können, als wenn sie einer Gewohnheit der Chineser nachahmen. Man weiß, daß man in diesem Reiche die Minister in zwey Classen theilt: in die denkende, und in die ausführende. Die letzte ist blos mit den kleinen Umständen und der Ausführung der Angelegenheiten beschäftigt; die denkenden Minister aber, haben nichts anders zu thun, als Projecte zu erfinden, oder von andern erfundene zu untersuchen. Das ist die Quelle so viel sonderbarer Einrichtungen, die bey uns nichts als eine frostige Bewunderung nach sich ziehen, da sie doch das Glück einer Nation befördern könnten, wenn man sie nachahmen wollte.

Es ist unmöglich, daß nach den gegenwärtigen Einrichtungen in Europa, ein Minister ein grosses Project erfinden oder untersuchen könnte. Mit vielerley Dingen überhäuft, die alle in sein Departement gehören, kann er auf eine Sache immer nur einen Augenblick Zeit wenden. Von einem Haufen Müßiggänger beständig überlaufen, weiß er kaum, wo er die Zeit zu den täglichen und allernöthigsten

Besor-

Besorgungen hernehmen soll. Wie sollte er mit Aufmerksamkeit eine Menge Ideen gegen einander halten und vergleichen, sie mit Muße genauer untersuchen und auf allen Seiten gehörig betrachten können? Der große Mann überläßt zwar die Beschäfftigung mit Kleinigkeiten den Unterbedienten, und macht entweder nur die Anordnung darzu, oder sieht sie nach; aber an wenig Orten ist ihm diese Freyheit durch die gemachten Einrichtungen gestattet. Fast allenthalben wird ein Minister, der sich nicht aller Sachen auch im kleinen annimmt, und sie selbst ausfertigt, als ein unnützer Minister angesehen.

Diese unermeßliche Menge von Geschäfften, und die Sorge die ein Staatsmann auf einzelne Kleinigkeiten verwenden muß, machen ihn außerdem endlich auch zu einem tiefern Nachdenken ungeschickt. Die Geschwindigkeit, mit welcher bey ihm immer eins aufs andere folgt, läßt ihm weiter nichts zu, als nur einen flüchtigen Augenblick auf jeden Gegenstand zu werfen. Er verliert endlich die Gewohnheit eine Sache von allen Seiten zu betrachten, und folglich auch die Fähigkeit nachzudenken, welche so nothwendig ist, um ein Project gehörig zu untersuchen.

Es wäre einem Staate weit vortheilhafter, wenn man die Formirung der Projecte und die Untersuchung derselben gewissen Leuten auftrüge, die weiter kein Geschäft als dieses hätten. Man könnte ein besonderes Collegium darzu errichten, welches mit andern Besorgungen verschont bliebe, und also

ungehindert seine Zeit auf diese gleich schwere und wichtige Arbeit wenden könnte. Die Mitglieder dieses Collegii müßten Männer von großen Einsichten und durchgängiger Achtung seyn. Genie und Kenntniß des Menschen wäre allen unentbehrlich. Die übrigen Wissenschaften, als Kenntniß der allgemeinen Staatsangelegenheiten, der Gesetzgebung überhaupt, der Handlung, der Künste, des Ackerbaues, könnten einzeln unter sie getheilt seyn, nachdem ein jeder Geschmack oder Geschicklichkeit darzu hätte. Diejenigen, welche die öffentlichen Staatsangelegenheiten zu erwägen hätten, müßten mit den Ministern in einer genauen Verbindung stehen, um durch sie von allen Revolutionen, von der gegenwärtigen Art der Regierung, von dem Interesse der benachbarten Staaten, Nachricht zu bekommen.

Wenn man also diesem Collegio die kostbare Freyheit zu denken einräumte, so müßte man dabey den übrigen Bürgern die Freyheit zu schreiben nicht benehmen. Ohne diese Freyheit kann man nicht hinter die schleichenden Krankheiten eines Staats kommen, welche im Anfange sehr wenig zu merken sind, die aber mit der Zeit so einwurzeln, daß sie den kräftigsten Arzeneymitteln nicht mehr weichen. Man muß das Schreyen und die gegründeten Klagen des Volks hören, welches, wenn es nicht laut werden darf, öfters in einem unglücklichen Stillschweigen die Last eine Zeitlang trägt, bis es gähling und mit sehr gefährlichen Erschütterungen erwacht. Was würde aus England werden, wenn die Freyheit der

Presse

Presse unterdrückt würde? Das eigennützige Schreyen derer indessen, die die Wahrheit hassen, und alle Freyheit für Frechheit ausgeben, muß einen Regenten eben so wenig rühren, als das Schreyen der Nachteulen über den Glanz der Sonne.

Die Einführung eines solchen Collegii würde von unendlichem Nutzen seyn. Man würde keine andern als kluge Projecte, die auf das gemeine Beste gerichtet, und auf richtige Ueberlegungen gegründet wären, zum Vorschein kommen sehen. Alle Mißgeburten unreifer Plane, womit man heut zu Tage die Staatsmänner überläuft, würden, wenn sie so erleuchteten Männern zur Untersuchung übergeben würden, gleich in der Geburt erstickt werden. Die Urheber solcher lächerlichen Projecte würden es nicht wagen so strengen Richtern unter die Augen zu treten. Durch ein solches Collegium würde man den Zusammenhang der Sachen besser einsehen lernen, alles würde auf einen dauerhaftern Fuß gesetzt werden, und das Glück eines Staats würde nicht mehr von der Unwissenheit und dem Eigensinn schlecht unterrichteter Minister abhängen, die in gewissen Ländern eben so schnell auf einander folgen als die Bürgermeister zu Rom. Die Minister, die mit der Ausführung beschäftiget, und durch wichtigere Sorgen nicht gehindert wären, könnten sich ganz dem wiedmen, wozu sie bestimmt wären. Man würde diese Plätze leichter und besser besetzen können. Die Herzhaftigkeit macht einen guten ausführenden Minister, und herzhafte Seelen sind weit eher an-

zutreffen, als große Genies. Diese Eigenschaften zusammengenommen, machen endlich jene seltenen Männer aus, die die Vorsehung bisweilen auftreten läßt, und die Gestalt der Reiche zu verändern bestimmt hat.

Ich zweifle, daß wir je eine solche Einrichtung sehen werden. Der Eigennutz und die Eifersucht werden sich stets der Aufführung eines solchen Gebäudes widersetzen. Die Natur scheint unterdessen alle großen Genies aufzubieten, um die Lücken, die die falsche Politik allenthalben läßt, auszufüllen. Jeder Mann von großem Verstande ist ein geborner Minister seines Vaterlandes, wenn er sich mit der Kunst zu regieren bekannt gemacht hat. Er ist verbunden seine Einsichten mitzutheilen, in welche Dunkelheit ihn auch das Glück versteckt hat. Weder Gefahr, noch Furcht lächerlich zu werden, müssen ihn abschrecken und hindern, nützliche Wahrheiten bekannt zu machen. Ohne einen Locke würde England noch lange in seiner unordentlichen Münzverfassung geblieben seyn.

Glücklich ist ein Land, dessen Beherrscher, von der Nothwendigkeit der Verbesserungen überzeugt, auch den Willen hat sie einzuführen; dessen Minister heilsamen Absichten nicht entgegen sind; wo der gemeine Bürger es wagen darf Vorschläge zu thun, und wo das Volk, von Vorurtheilen befreyt, zuläßt, daß man es glücklich mache.

IV.

Vom

Ackerbau.

Omnium rerum, ex quibus aliquid acquiritur, nihil eſt agri cultura melius, nihil vberius, nihil dulcius, nihil homine, nihil libero dignius.

Cic. de Offic. L. I.

Vom Ackerbau.

Alles ist Mode bey uns. Man sagt es, und zum Unglück ist nichts so wahr als dieses. Leichtsinn und Unbeständigkeit, welche in unsern Sitten und Betragen beständige Veränderungen hervor bringen, sind nicht mehr in den Gränzen von Frankreich eingeschlossen, als wo sie eigentlich zu Hause gehören. Sie haben sich durch ganz Europa ausgebreitet, und fast alle Nationen angesteckt.

Die Mode, wenn sie sich blos aufs äußerliche erstreckt, ist in Ansehung ihrer Moralität eine sehr gleichgültige Sache. Aber sie bleibt nicht mehr in dieser Sphäre; sie erstreckt ihre Herrschaft bis auf die Künste und auf die Wissenschaften. Erlangt etwan ein Genie einigen Ruhm in einer Art von Wissenschaft, so fällt alles darauf, ohne zu untersuchen ob es der Mühe werth ist. So haben wir die Monarchien der Gelehrsamkeit, des Witzes, der Mathematik auf einander folgen sehen, und in unsern Tagen herrscht die Philosophie, besonders die natürliche Philosophie oder die Physik. Wenn die kurze Herrschaft dieser Wissenschaften vorbey ist, so wundert man sich öfters, wie man ihnen einen so hohen Werth beylegen könnte, da sie doch nur einen sehr mittelmäßigen hatten.

Nichts beweist das ungegründete dieser Abwechselungen besser, als das, was sich mit der nöthigsten und nützlichsten Kunst, dem Ackerbaue, unter uns zugetragen. Unter den gothischen Ueberbleibseln eines militärischen Regiments achteten wir keine andern Geschicklichkeiten, als die zum Kriege dienten; der Feldbau ward einer Art elender Sclaven überlassen, deren Verachtung sich öfters bis auf die Beschäftigungen erstreckte, die sie trieben. Zu den feinern und gesittetern Zeiten eckelte dem falschen zärtlichen Geschmacke eines in Wollust schwimmenden Hofmannes gegen alles, was mit seiner feinen Lebensart, die der Character seiner Zeit war, nicht überein kam. Nichts war lächerlicher als ein Mann vom Lande. Der Adel erschrack, wenn er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sahe sich aufs Land zu begeben, und da Kraut und Rüben zu pflanzen. Ein Mensch zwar, der große Gaben hat, und seinem Vaterlande nützliche Dienste zu leisten im Stande ist, würde allerdings wider seine Pflicht handeln, wenn er sich auf das Land und in die Einsamkeit verbergen wollte.

Seit einigen Jahren scheint das Publicum diese ungerechten Vorurtheile abgelegt zu haben. Philosophen denken über den Ackerbau nach, und die Großen begünstigen ihre Entdeckungen. Aber, da die Menschen immer auf das äußerste verfallen, so macht man vielleicht aus dieser Kunst zu viel Werks, und verspricht sich zu viel von ihren Untersuchungen. Wir haben Schriftsteller, die von nichts als vom Ackerbau etwas halten; die weder

aus der Philosophie noch aus den schönen Künsten, aus den Manufacturen, aus der Handlung etwas machen; die fast alle Classen des Volks zu Ackersleuten gemacht wissen wollen; die Akademien, und eigene Ministers zur Beförderung des Ackerbaues verlangen.

Wir würden die Zeiten der Barbarey bald wieder aufleben sehen, wenn wir diesen übertriebenen Rathschlägen folgen wollten. Mit diesem Geschmacke für den Ackerbau ganz allein; mit diesem ganz kriegerischem System würden wir bald ein aus Gothen und Wenden bestehender Hause werden.

Es ist allezeit sehr nützlich, den Grad der Achtung, die wir dem Ackerbaue schuldig sind zu bestimmen, die Vortheile, die wir aus demselben ziehen können zu untersuchen, und die besten Mittel, ihn zu einer größern Vollkommenheit zu bringen, zu ergreifen. Das Glück eines Volks erfodert nicht, daß sich alle Classen desselben auf den Ackerbau legen; man darf nur die, die einmal darzu bestimmt sind, besser unterrichten, und ihnen mehr Achtung angedeihen lassen.

Der Ackerbau ward von den Alten sehr hoch geschätzt. Ohne von den allerersten Zeiten zu reden, wo eine plumpe Einfalt die Menschen gegen die Reize der angenehmen Künste unempfindlich machte, und ihnen weiter nichts zuließ, als sich mit dem Nothwendigen zu beschäftigen, finden wir auch aus den aufgeklärten Jahrhunderten, Werke über den Ackerbau, die von den größten Männern geschrieben sind; woraus man sehen kann, wie hoch sie selbst

eine Kunst geschätzt haben, zu welcher sie in öffentlichen Schriften Unterricht gaben. Xenophon, ein eben so großer Philosoph als Soldat, unterrichtete die Athenienser in der Landwirthschaft. Hiero, König zu Syracus, hielt es sich für keine Schande seine Unterthanen durch Schriften in einer so nützlichen Wissenschaft zu unterweisen. Die Häupter der beyden vornehmsten Republiken auf dem Erdboden, Cato, Bürgermeister zu Rom, und Mago, Suffet zu Carthago, sind, nach dem Urtheil der Alten, die berühmtesten ökonomischen Schriftsteller. Selbst zu den Zeiten der asiatischen und römischen Schwelgerey sehen wir schätzbare Abhandlungen über den Ackerbau zum Vorschein kommen, die vom Attalus, König zu Pergamus, vom Archelaus, König zu Capadocien, vom Valerius Asiaticus und vom Kaiser Albinus verfertiget sind.

Die Alten nannten das nicht plump, was blos nützlich war; und ein geziertes Nichts hatte sich noch nicht in die Rechte der Artigkeit gesetzt. Es war demnach ganz natürlich, daß man eine Kunst in Ehren halten mußte, deren Nutzen man durchgängig einsahe. Den Römern konnte auch an der Aufnahme des Ackerbauts weit mehr gelegen seyn, als irgend einem andern Volke. Italien, das voll der prächtigsten und weitläuftigsten Landgüter vornehmer Römer war, das eine unzählbare Menge von Einwohnern enthielt, war nicht im Stande sich selbst genugsamen Unterhalt zu verschaffen; es mußte die nothwendigsten Lebensmittel bey seinen Nachbarn holen,

holen, weil seine Felder nicht zureichten alle Einwohner zu ernähren.

Verschiedene Zufälle lehrten endlich den Römern wie glücklich ein Land sey, das seinen Unterhalt auf seinem eigenen Grunde und Boden findet. Der junge Pompejus hätte beynahe das ganze Glück des Augustus über den Haufen geworfen, als er sich Siciliens bemächtigte; und dieser Kaiser, der daraus sahe, wieviel an diesen Kornböden Italiens gelegen sey, gab ein Gesetz, welches den Rathsherrn verbot nach Egypten zu gehen. Ein widriger Wind, ein Sturm, der etwan die Anlandung der Kornschiffe aufhielt, machte daß die Herrn der Welt Hungers zu sterben glaubten, und in der That konnte der geringste Zufall sie dieser Gefahr aussetzen. Dieser ungewisse Unterhalt, der aus allen Provinzen zusammen geholt werden mußte, ist vielleicht eine von den Ursachen der erstaunlichen Schwäche des römischen Reichs, wodurch es endlich der Raub jener Schwärme von Barbaren ward, die aus Norden hervor gezogen kamen.

Die Entvölkerung der römischen Provinzen, die durch diese verheerende Einfälle verursacht ward, war dem Ackerbaue eben so nachtheilig, als den übrigen Künsten und Wissenschaften. Die barbarischen Eroberer waren entweder Hirten oder Jäger, was noch heutiges Tages die Tartarn oder die Wilden in Amerika sind. Sie ließen die Felder ungebauet liegen, nur damit sie sich keine Mühe geben durften. Kaum daß sie ein Stückchen Land, das

ihrer Wohnung am nächsten lag, so obenhin ein wenig anbaueten.

Als die Künste wieder zum Vorschein kamen, und die Handlung sich weiter ausbreitete, vermehrte sich die Anzahl der Einwohner in Europa. Es entstanden große und volkreiche Städte. Die Viehzucht, die Jagd, waren nun nicht mehr hinreichend ein zahlreiches Volk zu ernähren, man mußte also zur Anbauung der Felder Hand anlegen; man mußte Wälder ausrotten, untragbare Gefilde fruchtbar machen.

Aber die Art des damaligen Feldbaues war der Unwissenheit der Zeiten gemäß. Sie gründete sich auf eine bloße Gewohnheit, welche man weder gewiß noch hinlänglich einsahe. Die Physik und die Naturgeschichte wurden endlich gemeiner, und man lernte durch sie die Unzulänglichkeit gewisser Methoden einsehen. Man suchte die Fehler zu verbessern; aber diese Versuche waren noch sehr mittelmäßig, und wurden nicht von der Regierung sattsam unterstützet.

Den Engländern sind wir die ersten glücklichen Versuche in dem guten Feldbaue schuldig. Die Hungersnoth, die ehemals in England etwas gewöhnliches war, zeigte diesem handelnden und kriegerischen Volke, wie nöthig es sey, daß sie, zu Ausführung ihrer großen Handlungs-Projecte, nicht mehr ihren Unterhalt von ihren Nachbarn holen dürften. Als nach dem langwierigen bürgerlichen Kriege zwischen dem unglücklichen Karl I. und seinem Parlamente, sich England erschöpft

fand,

fand, gab man sich alle Mühe, den Verlust durch einen großen Handel wieder zu ersetzen; und um die Handlung so weit zu treiben, gründete man ihn auf eine gute Landwirthschaft. Die Gelehrten vertrieben die alten Vorurtheile durch Einführung neuer und besserer Methoden; die Regierung nahm sich des Landmannes an; und man kann diese Zeit zur Epoche der Größe, der Reichthümer und der Macht Englands machen.

Man weiß, daß eine mittelmäßige Erndte in diesem Lande auf drey, eine gute aber auf vier Jahr hinreichend ist. England kann also eine große Anzahl Menschen zu Handwerkern, zu den Manufacturen, zu den Armeen, zum Seewesen brauchen, ohne daß es fürchten darf, Mangel am nothwendigen zu haben. Diese Furcht hält nach der Meynung eines neuern Schriftstellers, seit einem Jahrhunderte Frankreich mitten unter seinen Eroberungen auf; eine wirkliche oder zu besorgende Hungersnoth zwingt dasselbe Friede zu machen. Man weiß, wieviel Getraide England, seit langen Jahren schon einigen französischen Provinzen zukommen läßt. Der Friede allein macht, daß sie sicher darauf rechnen können. Spanien ist seines Getraidemangels wegen so schwach und arm an Menschen; und dieser Mangel rührt lediglich von der wenigen Ermunterung der Ackersleute und von den traurigen Umständen her, in welchem sich der vernachläßigte Ackerbau befindet.

Es giebt ein gewisses Land, das der Zahl und Tapferkeit seiner Einwohner nach unter den europäi-

schen Mächten eine ansehnliche Figur machen sollte, das aber einen gewissen Grundsatz, der dasselbe schwächt, angenommen hat, worüber seine Feinde, in Kriegszeiten, erstaunen werden. Sein unfruchtbares Erdreich erfodert viel Aerme zum Anbau, und dennoch bringt es kaum den benöthigten Unterhalt seiner Einwohner hervor. Die politischen Rechenmeister behaupten, daß man von hundert Einwohnern nur einen zum Soldaten nehmen müsse, wenn man nicht dem Ackerbau, den Künsten und der Handlung Schaden thun wolle. Dieses Land, welches von fünf Mann einen zum Soldaten nehmen müßte, könnte keinen Krieg führen ohne sich selbst auszuhungern. Zween Feldzüge würden dasselbe in die traurigsten Umstände versetzen.

Die Engländer gruben in dieser reichen Goldmine, und zogen, länger als ein Jahrhundert hindurch, große Schätze aus derselben, ohne daß die andern Nationen sich einfallen ließen es ihnen nachzuthun. Der letzte österreichische Succeßionskrieg scheint Europa aufmerksam gemacht zu haben. Man sahe in diesem Kriege deutlich ein, daß die Macht eines Staats nicht so wohl von einer eitlen Politik, die vom Cabinette aus, durch künstliche Unterhandlungen, unnütze Bündnisse schließt, die eben so bald wieder zerreißen als geschlossen werden, abhange; sondern daß man Geld und eine gute Armee haben müsse, wenn man sich bey seinen Nachbarn in Furcht setzen wolle; daß folglich die Nation reich an Golde und Menschen, und dabey in guter Verfassung seyn müsse.

Die Kriege gehen meistentheils auf die Vortheile der Handlung, anstatt daß sie auf den zerbrechlichen Grund eines eingebildeten Gleichgewichts der Europäischen Staaten gehen sollten. Man hat deutlich genung gesehen, wie angelegentlich große Mächte einen Universalhandel zu behaupten gesucht, und wie sehr ihre Nachbarn widerstrebt haben, um wenigstens einen Zweig der Handlung in den Händen zu behalten, und nicht einzuräumen, daß ihr Handel bisher noch nicht beträchtlich genung gewesen sey. Man sahe, wie unsicher die Rechnung war, die sich ein Volk auf die Künste, die Manufacturen, und den Handel machte. Die benachbarten Staaten durften nur die Einfuhre gewisser Waaren von einem andern Staate verbieten, so lag sein Glück über den Haufen, wenn es weiter auf nichts als Manufacturen und Handlung gegründet war.

Der Geist der Absonderung nimmt itzt alle Völker ein. Jedes sucht von dem andern unabhängig zu werden. Es ist hier nicht die Frage, ob ein ganz für sich allein bestehender Staat den Menschen nützlich ist, oder nicht. Er kann uns wieder zu Barbaren machen. Aber sobald der Vortheil eines großen Staats eine solche eigennützige Absonderung erfodert, so erfodert die Sicherheit kleiner Staaten, daß sie es dem großen nachthun.

Der Friede zu Aachen war kaum geschlossen, als man Europa in einer allgemeinen Gährung sahe. Eine große Anzahl guter Köpfe fiengen an, sich auf die Naturgeschichte zu legen, um die Künste und den Ackerbau zur Vollkommenheit zu bringen. Die

Regierung unterstützte ihre Bemühungen. Die Schweden, die ein rauhes und unfruchtbares Land bewohnen, und deren Handel nicht viel zu bedeuten hat, wenden ihren Fleiß auf die Verbesserung der wüsten Ländereyen, und sind glücklich darinne. Die Nachrichten von Stockholm werden ein ewiges Denkmal des patriotischen Geistes, und alles dessen seyn, was von dieser großmüthigen Nation groß und denkwürdig kann genannt werden. Dännemark, unter der Aufmunterung eines Königs, der zum Glück seiner Unterthanen gebohren zu seyn scheint, ahmt den Schweden nach. Deutschland ist der Sammelplatz von ökonomischen Projecten. Verschiedene Regenten suchen die Policey so einzurichten, daß die Reichthümer des Staats vermehrt werden.

In Frankreich machen Philosophen Experimente im Ackerbau, welche der Monarch, nach dem Beyspiel des chinesischen Kaisers, mit seiner Gegenwart beehrt. Die Großen des Reichs nehmen selbst Theil daran. Dieser Saame wird Früchte bringen bey einer Nation, die nur den Willen haben darf um zu allem zu gelangen. Spanien, so sehr es durch die Vorurtheile der Religion gehindert wird, ruft einen Linnäus, um ihn einer neuen Akademie vorzusetzen, welche zur Untersuchung der Naturgeschichte gestiftet ist. Der König von Sardinien schickt eine Colonie junger Edelleute nach Deutschland, damit sie daselbst unterrichtet werden. Der König von Neapolis trägt einem Deutschen die Untersuchung seiner Staaten und ihrer natürlichen

Pro-

Producte auf. Zu Florenz legt man eine Akademie der Landwirthschaft an, von welcher der vornehmste Geistliche das Haupt ist, und die vornehmsten vom toscanischen Adel die Mitglieder sind, ohne daß sie glauben der ihnen gewöhnlichen Artigkeit zuwider zu handeln, wenn sie sich auf die nützlichste Kunst mit Fleiß legen.

Einige Akademien in Frankreich, ob sie gleich zu andern Absichten gestiftet sind, haben doch ihrer Stiftung nichts zu vergeben geglaubt, wenn sie auf Materien von einem unstreitigern Nutzen Preiße aufsetzten. Sie haben Schriften gekrönt die vom Weinbau, von der Beschaffenheit und dem Gebrauch der Wolle, vom Torf, von den Krankheiten des Getraides handeln. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß andere Akademien, die schon allzu zahlreich sind, sich einmal bequemten diesen Beyspielen der Liebe zum gemeinen Besten nachzuahmen, anstatt sich ewig mit Grillenfängereyen, mit abstracten oder abgenutzten Materien abzugeben, als woraus sie ihr Hauptgeschäft machen. Der Nutzen, den die Gesellschaft zu Dublin stiftet, sollte sie ermuntern, und das Beyspiel der brittischen Staaten zur Nachahmung reizen. Die Akademie des Ackerbaues und der Handlung, die diese Staaten errichtet haben, und wozu sie durch einen sehr weisen patriotischen Eifer bewogen worden, kann dem Eifer anderer Provinzen entweder zum Muster, oder ihrer Saumseligkeit zur Beschämung dienen.

In Deutschland und Schweden trägt man die Landwirthschaft auf Universitäten vor, und die Jugend

gend hat daselbst den Vortheil, daß sie unter dem Haufen scholastischer Gelehrsamkeit, wenigstens einige gemeinnützige Dinge lernen kann. In Schweden halten es vornehme Bediente des Königs für keine Schande sich auf den Catheder zu setzen, da indeß der deutsche Adel lieber in einer Antichambre müßig steht, als zum Glück des Vaterlandes arbeitet. Nur der König in Preußen, der in seinen Absichten immer groß denkt, weiß ihn zu zwingen, daß er sich durch Uebung in den ökonomischen Wissenschaften zu seinem Dienste vorbereiten muß. Die Kaiserinn-Königinn hat eine ähnliche Einrichtung zur Verbesserung der Bergwerkswissenschaften getroffen.

Aber werden auch diese verdoppelten Bemühungen fast aller Nationen durch einen so glücklichen Erfolg gekrönt werden, als man von ihnen hoft? Swift läßt einem Könige seiner erdichteten Länder alle politischen Feinheiten der europäischen Staatssysteme durch Gullivern erklären. Der König antwortet ihm ganz kaltsinnig: wenn ich einen Menschen wüßte, der zwo Aehren hervor bringen könnte, wo bisher nur eine wächst, so wollte ich mehr aus ihm machen, als aus allen euern großen Staatsmännern. Diese Kunst würde in der That etwas vortreffliches seyn; aber ist sie wohl möglich? Uebersteigt sie nicht unsere Kräfte? Es giebt Ungläubige, die alle unsere Wünsche für übertrieben halten, und stets an der Erfüllung derselben zweifeln.

Es ist traurig, sagen sie, die beyden nothwendigsten Wissenschaften die Medicin und den Ackerbau,

bau, in ihren Grundsätzen so ungewiß und so unsicher in der Ausübung zu sehen. Aber man sollte bedenken, daß dieses das Schicksal aller menschlichen Wissenschaften ist, wir lernen die Natur nur nach und nach, und Stück für Stück kennen. Die Arzeneykunst hat ohne Zweifel den Vortheil noch nicht gehabt, den man von den Untersuchungen und Erfahrungen so vieler Jahrhunderte erwarten könnte. Diese Kunst, die zuviel in sich begreift, die in ihren Versuchen zu gefährlich ist, gelangt nur langsam, und Schritt vor Schritt zu neuen Entdeckungen. Der Ackerbau, der weit einfacher ist, in welchem man ohne Noth die Versuche verändert und vervielfältigt, kann auf einem weit kürzern und sicherern Wege zur Vollkommenheit gelangen. Eine abergläubische Ergebenheit gegen die blinden Gewohnheiten unserer Vorfahren hat ihn bisher noch aufgehalten.

Es ist nicht unnütz die Ursachen der Fruchtbarkeit des Erdbodens zu untersuchen, um einzusehen, ob man alle Mittel sie fruchtbarer zu machen schon erschöpft hat, oder ob sich neue erfinden lassen, um dieselbe noch höher zu treiben. Es fallen bey dieser Untersuchung zweyerley Betrachtungen vor: eine materielle Ursache, worinne die Fruchtbarkeit ihren Grund hat, und die Wegschaffung der Hindernisse, welche der Wirkung dieser Ursache im Wege sind.

Wir finden, daß die Pflanzen, wenn wir sie auflösen, aus einem kleinen Theile fester Erde (terra fixa) einem größern Theile verbrennlicher Erde, und einem noch größern Theile gemeinen Wassers beste-

bestehen. Die Nahrung der Pflanzen muß folglich aus eben diesen Materien bestehen; diese Materien werden die Ursachen der Fruchtbarkeit des Erdbodens seyn, als welche nichts, als eine reichlichere Nahrung zur Hervorbringung mehrerer Pflanzen und Gewächse ist.

Ob es gleich bewiesen ist, daß die Atmosphäre, und was in derselben enthalten ist, viel zum Wachsthum der Pflanzen beyträgt, so ziehen diese doch ihre vornehmste Nahrung aus der Erde; diese Nahrung mag nun entweder aus der Erde selbst, oder aus der Auflösung anderer Körper, oder aus dem herkommen, was der Erde durch die Luft und den Regen mitgetheilt wird.

Die feste Erde, die man in den Pflanzen findet, bringt einige Schriftsteller auf die Gedanken, daß sich die Erde selbst in Pflanzen verändere, und daß eine sehr feine Erde eine von den Ursachen der Fruchtbarkeit sey. Sie gründen ihre Meynung auf den Nutzen der fleißigen Umarbeitung des Erdreichs. Wir werden in der Folge eine wahrscheinlichere Ursache von dem Nutzen der Umarbeitung angeben.

Wenn man auf die Handlungen der Natur Achtung giebt, so kann man sich nicht einbilden, daß die simple Erde sich in die Zusammensetzung organischer Körper mischen sollte. Wir wissen kein Beyspiel von einer ähnlichen Vermischung. Das Salz ist das allgemeine Hülfsmittel, dessen sich die Natur zur Hervorbringung fester Körper bedient. Das Wasser, das Werkzeug der Auflösung, dient darzu, um Salz und verbrennliche Erde in die Pflanzen zu brin-

bringen. Man weiß daß der wässeriche Theil der Salze sich gern mit verbrennlicher Erde vermischt, und seine eigene Erde fallen läßt, welche den Körpern ihre Festigkeit giebt. Diese neue Vermischung geschieht vermittelst des Umlaufs der Säfte.

Aber von welcher Art sind diese Salze? die Schriftsteller, die die Nothwendigkeit des Salzes eingesehen haben, sind nach und nach auf das nitröse oder alcalinische verfallen; das blos sauere befördert offenbar den Untergang. Wenn wir also ein Salz haben, das aus Wasser und verbrennlicher Erde besteht, so haben wir alles beysammen, was zum Wachsthum der Pflanzen erfodert wird; und so ist das flüchtige Urinsalz beschaffen. Die Erfahrung stimmt mit diesen Muthmaßungen überein. Wenn man eine fruchtbare Erde auflößt, so findet man kein anderes, als dieses Salz. Wir wissen außerdem, daß unsere Atmosphäre damit angefüllt ist.

Alle Materien, die einen Theil dieses Salzes in sich enthalten, tragen zur Fruchtbarkeit bey. Daher kommt es, daß Mergel, und alle kalkartigen Erden, so gut zum Düngen zu gebrauchen sind. Es findet sich auch in vielen Pflanzen; aber im Thierreiche ist es noch in größerem Ueberflusse. Man muß unterdessen gestehen, daß die Natur insgemein die Fäulniß zu Hülfe nimmt, um diesem Salze seine wahre Consistenz zu geben. Hierinne liegt also die Ursache der Fruchtbarkeit alles Düngers, der aus vegetanten Materien verfaulter Pflanzen und Thiere, und verschiedener Arten von Muscheln

 besteht,

besteht, wie die schwarze Erde der Wiesen und der Wälder.

Aber brauchen wir auch alle diese Materien, die wirklich dieses Salz enthalten, oder es durch eine leichte Zubereitung leicht hergeben würden? Die Gärtner kennen eine Composition, welche die große Fruchtbarkeit des wachsenden Nitri darthut. Ein deutscher Edelmann ließ einen Keller graben, und die ausgegrabene Erde erregte seine Aufmerksamkeit, da sie den Nitro so ähnlich war. Um einen Versuch damit zu machen, ließ er diese Erde auf seinen Weinberg tragen, und der Wein wuchs davon nicht allein erstaunend häufig, sondern auch von einer solchen Eigenschaft, die bisher in der ganzen Provinz noch niemand erfahren hatte. Wieviel dergleichen Dinge sind vielleicht noch unter unsern Füßen verborgen, die wir alle noch nicht kennen; Verständige Leute beklagen das Unglück Schwedens, welches seinen Torf verbrennen muß, anstatt daß es denselben zur Düngung seiner Äcker brauchen sollte.

Die wässerichten Pflanzen ziehen wenig Nahrung aus der Erde, und desto mehrere aus der Luft. Sie sind überflüßig mit dem flüchtigen Salze versehen, das sich durch die Fäulniß auflöst. Es giebt allenthalben entlegene Felder, die halb Brache liegen, und den Dünger kaum bezahlen würden, wenn man ihn so weit bis auf dieselben tragen sollte. Könnte man nicht solche wässeriche Pflanzen auf denselben bauen, welche aus der Luft hinlängliche Nahrung ziehen würden? Man könnte hernach diese Felder zusammt den Pflanzen umreißen, und die

Fäul-

Fäulniß dieser Pflanzen würde dem Erdreiche die zur Hervorbringung anderer Arten von Pflanzen nöthigen Säfte geben.

Die zwote Betrachtung in der Untersuchung der Fruchtbarkeit des Erdbodens, betrifft die Hindernisse, die sich dem Eindringen dieses Salzes und der Wirkung desselben widersetzen. Ein schweres, hartes und festes Erdreich kann weder vom Wasser noch von der Luft so leicht durchdrungen werden. Die Wurzeln der Pflanzen können sich in demselben nicht genungsam ausbreiten, um ihre Nahrung zu suchen. Eine zu leichte Erde hingegen hält das Wasser und die nöthigen Salze zu wenig auf. Ist sie zu naß, so ersäuft sie die Pflanzen, und ist sie zu scharf, so verderbt sie dieselben durch eine allzugroße Säure.

Um die Hindernisse der Fruchtbarkeit eines schweren Erdreichs auf die Seite zu schaffen, muß man dasselbe leichter machen. Man hat darzu ein mechanisches Mittel, nämlich eine fleißige Umarbeitung, welche die Festigkeit vermindert, und die Erde fähig macht die benöthigten Salze an sich zu ziehen. Dieses ist die Methode des Tull, welche Duhamel erneuert hat. Auch ein Engländer, der vor kurzem eine Sammlung ökonomischer Versuche heraus gegeben hat, bedient sich derselben. Diese Methode ist gut; es fehlt aber nur öfters an Leuten und Viehe um diese Feldarbeiten zu bestreiten.

Es giebt auch physikalische Mittel die Erde lockerer zu machen. Zu diesen gehört der Dünger, als welcher der Erde nicht allein ein neues Salz giebt, sondern auch durch die Fermentation, die er

verursacht, die allzu fest vereinigten Theile derselben trennt, und sie zu Hervorbringung der Pflanzen geschickt macht. Der Mertel, die Kreide, alle kalkartigen Erden, der gemachte Kalk, alles Materien die das Erdreich auseinander treiben, und fähig sind das in der Atmosphäre befindliche Salz an sich zu ziehen, gehören ebenfalls hieher. Die Engländer bedienen sich derselben, wie man weiß, mit großem Vortheil. Man findet auch schon bey den Alten viel davon, wenn man ihre ökonomischen Schriften zu Rathe zieht, und man muß sich billig wundern, daß die Neuern so lange verzogen haben, ehe sie sich dieser Methode bedient haben.

Das Eisen ist das Metall, welches am häufigsten auf unserer Erdkugel angetroffen wird. Es giebt wenig feste Körper die nicht Eisen in sich halten sollten, und das feste Erdreich ist damit angefüllt. Man weiß, daß, wenn man Eisen in gemeinem Wasser auflöst, und es hernach mit Sande vermischt, dieses endlich einen sehr harten Körper und eine Art von Versteinerung giebt. Das ist die vornehmste Ursache der vielen Steine, und der undurchdringlichen Oberfläche, welche die Felder bergigter Landschaften, wo ein festes Erdreich sehr gemein ist, fast ganz unbrauchbar machen. Um sie fruchtbar zu machen, muß man dieses Eisen wegschaffen, oder wenigstens den Ueberfluß desselben mindern. Der lebendige Kalk, der die Theile dieses Metalls verschlingt, schaft es bey Seite, oder verhindert, daß es nicht zum Vorschein kommt. Eine bessere Kenntniß der Foßilien könnte uns noch

man-

mancherley Materien bekannt machen, die zu dieser Absicht zu brauchen wären.

Ich habe öfters in feuchten Gegenden eine Erde angetroffen, die durch ihre Leichtigkeit und durch ihre Farbe der besten Gartenerde ähnlich war. Der Landmann, der sich dadurch hintergehen ließ, versprach sich sehr viel von ihr, und erstaunte, da er sie durchaus unfruchtbar fand. Ich machte Versuche mit ihr, und fand sie eisenartig, mit Harz vermengt, und der Erde gleich, die die Schweden Mulm nennen.

Der entgegen gesetzte Fehler einer zu großen Festigkeit des Erdbodens, ist, wenn er zu locker ist. Man findet ihn bisweilen gut, aber so locker, daß man ihn für Asche halten könnte. Der Sand ist nichts, als eine Menge kleiner Steinchen. Ein sandigt Erdreich hat nie die zur Hervorbringung der Gewächse nöthige Festigkeit. Die Engländer suchen diesem Fehler durch eine bläuliche Tonerde abzuhelfen, welche mit dem Sande vermischt, ein sehr gutes Erdreich giebt. Es giebt Landgüter, die seit dieser Verbesserung, zehnfältig tragen. Man findet diese bläuliche Tonerde allenthalben wo Quellen sind, aber die Landleute kennen ihren Nutzen noch nicht.

Die fabelhafte Geschichte der Severamben redet von einem Mittel den Sand fruchtbar zu machen, wenn man ihn fleißig mit Flußwasser begießt. Der Einfall ist nicht unrecht, ob er gleich in einem Romane stehet. Die Perser bedienten sich dieser Methode. Das Flußwasser, oder das Wasser eines

Bachs führt Schlamm bey sich, welcher sich in den Sand legt, und seine abgesonderten Theile mit einander vereinigt. Eine Wiese, die man begießt, wird endlich zu einem ganz andern Erdreiche, als die darneben liegenden Felder.

Man hat sich in verschiedenen Ländern unsägliche Mühe gegeben die Sandfelder anzubauen; aber der Mangel an Wasser in diesen dürren Gegenden macht die Bemühung der Einwohner meistentheils unnütz. Man hat es mit Pflanzen versucht, die durch ihre Fäulniß einen Dünger abgeben sollten; aber der geringe Nutzen, den man davon verspürte, hat die Lust darzu bald wieder alle gemacht. Man sollte es vielleicht mit Pflanzen versucht haben, die mehr Säfte bey sich führen. Man könnte sich auch einer Methode bedienen, die in Champagne üblich ist, wo man alle Felder eines Landguts nach der Reihe durch Kunst zu Wiesen macht, und dadurch das unfruchtbarste Erdreich zwingt, fruchtbar zu seyn. So habe ich die wüsten Felder in Holstein fruchtbar machen sehen, indem man fleißig Buchwäizen auf denselben pflanzte; und der Sand um Hamburg herum ist durch eben die Frucht fest gemacht worden, durch welche die Schweden den Fahrsand stehend machen.

Das Wasser, wenn es in einer Gegend zu häufig ist, kann durch Canäle abgeleitet werden. Man hat Aerme vom Meere, Seen, Moräste ausgetrocknet, und tragbar Land aus ihnen gemacht. Wenn aber die Feuchtigkeiten nicht so überflüßig sind, daß man zu Ableitungen schreiten müßte, so

kann

kann man sie mit Kalkerde heben. Eben diese Erde benimmt auch dem Boden das scharfe, welches nur vom Eisen und einem zu langen Aufenthalt des Wassers über dem Erdreiche herrührt. In verschiedenen Ländern bedient man sich mit Nutzen zu dieser Absicht des lebendigen Kalks.

Die Fruchtbarkeit des Erdbodens erfodert, daß man sich auch mit den Früchten, die man in denselben bauen will, nach seiner natürlichen Beschaffenheit richte. Es ist bekannt genung, daß nicht alle Pflanzen überall gleich gut fortkommen. Man hat mit dem Getraide, das in andern Ländern wächst, noch nicht Versuche genung angestellt. Das syrische Getraide kommt in Deutschland sehr gut fort. In Schweden bauet man mit großem Vortheil eine Art Buchwaizen, der aus Siberien kommt. Die sandichten Ebenen in Mesopotamien würden ihre Einwohner nicht ernähren können, wenn man nicht von ohngefähr darauf verfallen wäre, eine Art großen Hirsen in denselben zu bauen.

Die Länder, die zum Reißbaue geschickt sind, haben einen großen Vortheil. Ein einziger Morgen Landes, der mit Reiß bebauet wird, ernährt acht chinesische Bauern. In England rechnet man sechs bis acht Morgen auf einen einzigen Bauer. Das türkische Korn giebt eine gesündere und ungemein reichliche Nahrung: ein Wilder, der in den Krieg geht, kann leicht den Unterhalt auf zween Monate mit sich nehmen. Die Einwohner in Piemont nähren sich hauptsächlich von diesem Korn. In den Gegenden um den Rhein, wo unser Ge-

traide schwer fortkommt, sind weitläuftige Felder mit türkischem Korne besäet, und der Anbau desselben giebt auch zu einem großen Handel mit davon gemästetem Viehe Anlaß, wogegen man anderes Getraide aus den angränzenden Provinzen zieht.

Wir haben Pflanzen, die den Mangel an Getraide ersetzen können. Selbst in den nordischen Ländern leben die Völker von einer Pflanze, die aus Amerika kommt. Es ist zu vermuthen, daß die entferntesten Gegenden natürliche Producte haben, die man in die unsrigen verpflanzen könnte.

Es ist ohnstreitig, daß der Ackerbau des nöthigsten Lebensmittels die größte Sorgfalt verdient. Aber könnte man nicht an den Orten, wo das Getraide entweder nicht fort will, oder wo es im Ueberfluß wächst, andere Dinge, die zur Handlung und zu den Manufacturen dienlich sind, pflanzen? Flachs und Hanf sind uns fast eben so nöthig geworden, als das Brodt. An feuchten Orten wächst wenig Getraide, und die Färberröthe liebt ein feuchtes Land. Einige Provinzen in Frankreich und Deutschland sind durch Waid und andere zur Färberey dienende Gewächse reich geworden.

Man merkt an, daß die amerikanischen Inseln unfruchtbar werden. Sie können künftig nicht mehr so viel Indigo verschaffen als wir zu unsern Manufacturen brauchen; wenigstens wird der Preiß dieser Waare zu hoch steigen. Verschiedene dunkelgrüne Pflanzen enthalten eine eben so schöne blaue Farbe als das Indigkraut; man dürfte nur ein bequemes Mittel erfinden, das gelbe, welches mit dem

blauen vermischt ist, heraus zu bringen. Der Safran, der aus dem mitternächtlichen Amerika kommt, welches mit dem mitternächtlichen Gegenden in Europa einerley Clima hat, könnte ebenfalls mit der Zeit bey uns gepflanzt zu werden verdienen.

Unsre Gärten haben noch nichts von ausländischen Hülsenfrüchten, die leicht fortkommen, und zu einer eben so gesunden als angenehmen Speise dienen. Die Reisebeschreiber aus dem sechzehnten Jahrhunderte nennen uns schon Hülsenfrüchte, die im Orient gewöhnlich sind, und die wir in Europa noch nicht gebauet haben. Wir haben zwar dergleichen Früchte von daher bekommen, aber mehr um die Schwelgerey zu vergnügen, als dem Volke einen Vortheil zu verschaffen. Man pflanzt jetzt wirklich zu Constantinopel eine Menge Hülsenfrüchte, die man bey uns nicht kennt, die leicht zu bauen sind, und deren Geschmack angenehmer ist, als vieler andern, die wir von unsern Vätern geerbt haben. Die Schweden suchen sich diese Entdeckung zu Nutze zu machen.

Alle unsere Fruchtbäume sind ausländische Gewächse. Unser trauriges Clima bringt nichts von sich selber, als wilde Früchte hervor. Wir sind nicht anders reich geworden, als nachdem wir Asien geplündert haben. Das weitläuftige Amerika bietet uns eine große Menge vortrefflicher Früchte von allerley Art an, die wir an unsere Landesarten gewöhnen könnten. Bisher haben wir nur diese Fundgruben leer gemacht; wir sollten nun auch nach dem

greifen, was sie uns nützlicheres und weniger gefährliches anbieten.

Der Weinbau ist ein sehr wichtiger Gegenstand in der Landwirthschaft. Dem ohngeachtet ist er noch sehr weit von der Vollkommenheit entfernt. Man beobachtet eben so wenig eine sorgfältige Wahl in den Stöcken, als in der Vermischung der Trauben. Der große Unterschied der Weinstöcke, der in den mittäglichen Ländern natürlich ist, dient zwar unsere Gärten auszuzieren, aber man weiß noch keinen Vortheil zur Verbesserung des Weins daraus zu ziehen. Unser Geschmack an Ergötzlichkeiten und die herrschende Neigung zur Oekonomie sollten uns ermuntern, das Erdreich zu zwingen, daß es uns einen bessern Rebensaft gäbe, wobey wir so große Unkosten ersparen könnten. Wenig Länder thun es der Provinz Champagne nach, welche durch anhaltende Versuche, durch eine sorgfältige Wahl und Vermischung der Trauben, ihren Wein so sehr verbessert hat, daß der Champagner der vorigen Zeiten gar nicht mit ihm in Vergleichung kommen darf.

Ich habe auf meinen Reisen verschiedene Geheimnisse gelernt, deren sich die Weinhändler bedienen, wenn sie ihren Wein vollkommen machen wollen. Man ist zwar wider diese Methoden eingenommen, und nennt es insgemein brauen; aber genau von der Sache zu reden, wo ist ein Wein, der nicht gebrauet würde? Der Wein ist nichts anders, als ein künstlicher Saft, dessen Güte zum Theil von der Güte der Trauben, und eben so sehr von einer guten Gährung, als auch dem klugen Gebrauch

ge-

geschickter Mittel diese Gährung zu befördern, abhängt. Wenn diese Mittel weder den Geschmack verderben, noch der Gesundheit schädlich sind, so sehe ich nicht, warum man sie verwerfen wollte. Wir müssen zwar gestehen, daß wir die Natur der Gährung noch nicht recht kennen: und eben so sehr fehlt es uns auch noch an der Wissenschaft ihr Maaß und Ziel zu bestimmen, und zur wahren Mischung des Weins beyzutragen. Eine zu starke und zu lange Gährung schwächt den Wein; und wenn sie zu zeitig angehalten wird, so ist er der Gesundheit schädlich.

Das Vieh ist dem Landmanne so wohl zur Erleichterung der sauern Arbeit, als auch zu seinem Unterhalt nöthig. Wir nehmen von den Thieren eine Menge Materialien, die wir zu unsern Manufacturen unumgänglich nöthig haben. Die Vermehrung des Viehes und die Verbesserung der Viehzucht sind demnach in der Landwirthschaft von großer Wichtigkeit. Wir begnügen uns unterdessen mit den Thieren, die wir schon, seit undenklichen Zeiten, in unsern Gegenden finden. Sie stammen indessen meistens aus fremden Ländern her. Es ist wahrscheinlich, daß das Pferd und der Ochse ursprünglich aus den Morgenländern her sind; wenigstens ist es gewiß, daß der Esel in den arabischen Wüsteneyen zu Hause gehört.

Die Thiere der warmen Länder werden nach einigen Generationen, unser Clima gewohnt. Es giebt deren noch einige, die uns sehr nützlich seyn könnten, wenn sie in unsre Gegenden gebracht würden.

den. Die kalekutischen Hühner, der Fasan, sind Beweise davon. Das Cameel hat das sächsische Clima vertragen gelernt. Man hat in einigen Provinzen eine Art indianischer Kühe, welche mehr Milch geben, als die unsrigen, und sich ein weit schlechteres Futter gefallen lassen. Alström versucht, die vortrefflichen Ziegen von Ungarn in Schweden einzuführen. Die chinesischen Sauen, die weit besser als die unsrigen sind, kommen in den mitternächtlichen Ländern sehr gut fort; und in Schweden hat man ganze Teiche mit ausländischen Fischen besetzt.

Man giebt sich aber zur Verbesserung der Hausthiere nicht Mühe genung. Das Pferd allein hat bisher unsre Aufmerksamkeit zu verdienen geschienen. Die Regierung hat sogar für die Fortpflanzung dieses Thiers Sorge getragen, weil es theils den Großen zur Belustigung dient, als auch im Kriege sehr gut zu gebrauchen ist. Selbst das Geschlecht der Hunde ist mehr gewartet worden, als andere weit nützlichere Thiere: so sehr sind wir geneigt, unsere Ergötzlichkeiten wirklichen Vortheilen vorzuziehen. Schweden allein ahmt den Engländern nach, welche durch Fleiß und viel Mühe, sich eine Art Schaafe gezogen haben, die alle andern europäischen Schaafe übertreffen, und die feinste Wolle geben. Man hat nicht so gleich eingesehen, wie nützlich es ist, die Heerden im Winter unter freyem Himmel zu lassen. Die Schaafe werden unterdessen die Kälte bald gewohnt, und vertragen so gar die strengste Kälte in den nordischen Gegenden von Schottland. Die Versuche, die man in Frankreich hierüber an-

gestellet hat, beweisen, daß die Wolle länger und feiner wird, je mehr man die Schaafe der Kälte ausgesetzt seyn läßt.

Insgemein geben die Wiesen den nöthigen Unterhalt des Viehes her. Es giebt fruchtbare Gegenden, wo der Ueberfluß an Wasser, und der Fleiß der Einwohner schwimmende Wiesen zuwege gebracht hat, welche nichts übertrifft. Aber diese fruchtbaren Wasser finden sich nicht allenthalben, und man sieht öfters dürre Weiden mit schmachtenden Heerden bedeckt. Es ist bewiesen, daß ein Morgen Landes mit Heu besäet eben soviel giebt, als viele Morgen gemeines Grasland. Unterdessen wird doch die Heusaat sehr vernachläßigt. Das mitternächtliche Amerika bringt eine Art Heu in Menge hervor, die uns noch sehr unbekannt ist, und von der unser Vieh dennoch eine weit gesündere und reichlichere Nahrung haben würde. Das Gras, wovon in England die Hammel so fett werden, wird bey uns gar nicht gefunden. Es hat ein Deutscher sehr kluge Vorschläge gethan, wie man die Heerden im Stalle wohlfeiler füttern könnte, aber man hat nicht Achtung darauf gegeben. Ein einziger mißlungener Versuch von einem, der es nicht klug genug anzugreifen wußte, schreckt eine ganze Provinz ab.

Man klagt über den Holzmangel, das uns doch so unentbehrlich ist. Dennoch giebt es Länder, deren fruchtbare Flächen mit lauter Gehölze bedeckt sind; Flächen, welche, wenn sie zu Aeckern gemacht würden, weit mehr Nutzen bringen, und einer weit grössen Anzahl von Menschen ihren Unterhalt geben wür-

würden. Dieser Holzmangel mag nun aber eingebildet oder wahr seyn, so giebt man sich doch nicht die gehörige Mühe, um ihm abzuhelfen. Man pflanzt keine Wälder; und doch sollte man der Natur durch die Kunst zu Hülfe kommen. Wenn man Holz säete, oder pflanzte, so könnte man sich besser nach dem Erdreich richten; man könnte Bäume wählen, die geschwinder wüchsen, die sich zur Natur des Erdreichs besser schickten, und mehr Holz gäben. Man macht in Deutschland Versuche mit dem Lerchenbaume. England pflanzt Eichen, die besser sind als die, die von Natur wachsen.

Es giebt in fremden und sogar in den mittäglichen Ländern nutzbare Bäume, die sich für unser Clima schickten, und unsere Wälder bereichern könnten. Der Castanienbaum, der ursprünglich aus der großen Tartarey kommt, der Tulipier aus Canada zieren unsre Alleen. Die Ceder, und verschiedene andre syrische Bäume kommen in Deutschland gut fort. Man weis, was Kalm für eine reiche Erndte aus dem mitternächtlichen Amerika mitbrachte. Mehr als funfzig neue Baumarten ertragen die schwedische Kälte, und kommen daselbst sehr gut fort. Nicht deswegen zwar, als ob wir Mangel an wilden Bäumen hätten, sollten wir fremde Bäume zu ziehen anfangen: sondern weil wir von diesen ein schnelleres Wachsthum, oder eine nutzbare Frucht, oder in Ansehung ihres Holzes einen nützlichen Gebrauch zu den Künsten und Manufacturen hoffen können. Der Wachsbaum, wenn er in Europa gepflanzt würde, könnte der Handlung nützlich seyn,

und

und er kommt in Deutschland gut fort. Eine erstaunliche Menge von Bäumen, die unter ganz andre Himmelsgegenden gehören, wachsen in Frankreich und England auf freyem Felde. Es hat uns seit kurzem ein Philosoph einen vortrefflichen Tractat von ihrer Pflegung gegeben.

Um den Nutzen der schon bekannten Methoden zu bestätigen, und neue zu erfinden, werden Männer erfodert, die an Verstande und Einsichten den gemeinen Landmann übertreffen. Das gemeine Volk, das schlecht erzogen wird, und nur für seinen täglichen Unterhalt arbeitet, ist nicht geschickt, die Landwirthschaft zur Vollkommenheit zu bringen. Dem Philosophen ist es aufbehalten, der die Grundsätze einsieht, sie mit den Erfahrungen zusammen hält, und Folgen daraus zieht, die dem ganzen menschlichem Geschlechte nützlich sind. Das falsche Vorurtheil, das wenig Achtung gegen die oekonomischen Wissenschaften hegte, hielt ehemals gute Köpfe ab, sich um dieselben zu bekümmern. Der Stolz der Gelehrten fand seine Rechnung besser bey jener prahlenden und oft unnützen Gelehrsamkeit, die so lange bey uns in Ehren gehalten ward. Dieses Vorurtheil verschwindet allmählig, und der Regent kann es völlig bey Seite schaffen. Die Herrschaft der Wortgelehrsamkeit geht zu Ende, und die Sachgelehrsamkeit wird an ihre Stelle treten.

Man fängt an, Academien zu stiften, die, wie wir gesehen haben, die Naturgeschichte und den Feldbau zu Gegenständen haben. Aber biß hieher sind es nur noch willkührliche Gesellschaften, deren Mitglie-

glieder durch ihren Stand und andre Geschäffte verhindert werden, Zeit und Mühe genung auf die Untersuchung ökonomischer Dinge zu wenden. Eine so weitläuftige, so geheimnißvolle Wissenschaft, die alle Geschöpfe in sich begreift, und der ganzen Natur Tribut auflegt, erfodert einen eigenen Mann. Man wird Academien, oder wenigstens eine eigene Classe bey den alten Academien stiften müssen, die aus besoldeten Mitgliedern bestehen, und kein anderes Geschäft, als die Untersuchung dieser Wissenschaft haben.

Man wird noch mehr thun müssen. Die öconomischen Versuche erfodern Zeit und Geld. Ein einziger Versuch frißt bisweilen die Einkünfte eines Stück Landes von vielen Jahren auf. Die, die nützliche Versuche gern anstellen wollten und könnten, besitzen nicht immer ein Landgut. Man müßte also zu so einer Academie einen sichern Fond zu dem benöthigten Aufwande, und ein Stück Land, das groß und auch verschieden genung zu den anzustellenden Versuchen wäre, bestimmen. Die Preiße bringen selten die gehoffte Wirkung hervor. Die Ungewißheit mit welcher man um sie arbeitet, ihre Mäßigkeit, erlauben nur denen darnach zu streben, die um die Ehre arbeiten; und die geschicktesten befinden sich öfters in Umständen, daß sie nicht bloß nach Ehre arbeiten können.

Eine solche Academie verspricht uns noch einzelne Entdeckungen, die, ob sie gleich nicht grade auf die Verbesserung des Feldbaues gehen, dennoch einen nützlichen Einfluß auf denselben haben können. Man

kennt

kennt die Entdeckungen, die Linnäus zur Pflegung der Pflanzen, und in gewissen Krankheiten der Thiere gemacht hat; die Entdeckungen des du Tillet in den Krankheiten des Getraides. Toscana wird itzt von einem gefährlichen Uebel heimgesucht: eine Art von Windekraut verderbt alle Hülsenfrüchte, und fängt schon an, auch andere Felder zu überziehen. Die Botanisten müssen auf ein Mittel denken dieses schöne Land von einer so sonderbaren Pest zu befreyen.

Männer, die in diese Akademien aufgenommen werden wollen, können nie zuviel wissen. Die nützlichen Wissenschaften bieten einander die Hand, und unterstützen sich wechselsweise. Die allgemeine Naturlehre, die Naturgeschichte, die Botanik, die Mineralogie, die Chimie, die Mechanik, die praktische Landwirthschaft, alles dieses ist einem Mitgliede dieser Akademie zu wissen nöthig. Die Natur ist niemals undankbar; sie belohnt den Eifer derer, die sie zu erkennen suchen, sehr reichlich.

Die Entdeckungen der Gelehrten aber, würden ein verborgen liegender Schatz seyn, wenn sie den Besitzern der Landgüter, und den Bauern nicht bekannt würden. Der Besitzer eines Ritterguts, der insgemein doch einige Erziehung hat, und öfters Gutes und Schlechtes durch einander liest, kann sich in den Nachrichten, die eine solche Akademie heraus giebt, Raths erholen. Um nun auch den Bauer verständiger zu machen, könnte man die ersten Grundsätze der Landwirthschaft, nebst denen zu jeder Landesart sich schickenden Methoden in einen kurzen

und deutlichen Auszug bringen, und die Jugend in der Schule nach diesem Auszuge im Feldbau unterrichten. Man hat dieses Mittel schon oft vorgeschlagen, und man kann es der Aufmerksamkeit eines Regenten nicht oft genung wiederholen.

Man halte dieses Project weder für chimärisch, noch für unmöglich. Es wird durch die Erfahrung bestätigt, daß man mehr mit dem Pöbel anfangen könne, als man glaubt. Ein deutscher Prinz hat die ganze Gestalt seiner Staaten, seit ohngefähr hundert Jahren, verändert. Dieser Prinz, der durch seine bürgerlichen Tugenden ein wahrhaftig großer Mann war, führte in den Schulen der Dörfer einen solchen ökonomischen Catechismum ein; ja seine Bauern mußten sogar Musik und Zeichnen lernen. Obgleich diese Einrichtungen itzt nicht mehr so sind wie sie ehemals waren, so erstaunt man doch über die Einsichten dieser Landleute, wenn man sie mit ihren Nachbarn vergleicht. Alle Dörfer haben eine gute Musik in ihren Kirchen, und es giebt wenige, wo man nicht eine hinlängliche Anzahl musikalischer Bauern antreffen sollte, um ein vollkommenes Concert mit ihnen besetzen und aufführen zu können.

Doch alle Vorschläge den Feldbau zu verbessern, sind unnütz, wenn sich der Landesherr nicht der Sache annimmt. Ohne gute Gesetze ist alle Unterweisung unvollkommen. Die Regierungsform, die Finanzeinrichtung, die alten Gewohnheiten, die manchmal zu Gesetzen geworden, sind meistentheils dem Feldbau so zur Hinderniß, daß man nichts für densel-

denselben hoffen darf, wenn diese nicht gehoben werden. Aber man nimmt nicht gern Veränderungen vor, man ist wegen der Folgen in Sorgen, welche zwar immer geringer sind, als das Gute, das dadurch bewirkt wird, und also gegen das gemeine Beste gar nicht in Betrachtung kommen sollten. Man braucht öfters nichts, als zu wollen; aber die Menschen wollen immer selten das, was gut ist.

Das vornehmste Hinderniß der Verbesserung der Landgüter kommt hauptsächlich von dem großen Unvermögen des Landmannes her. Aus Armuth, oder mit Abgaben beschwert, hat er weder das Vermögen noch den Willen etwas an seine Feldgüter zu wenden, die es ihm reichlich wieder ersetzen würden. Seine Seele, vom Elende niedergeschlagen, erhebt sich nicht über die engen Gränzen seiner täglichen Bedürfnisse. Er gehet, wie ein lasttragendes Thier, schwerfällig, und mit herabhängenden Ohren, den Weg, den seine Vorfahren betreten haben. Es giebt so gar Länder, wo man neue und glückliche Versuche mit nichts anderem, als neuen Abgaben aufs folgende Jahr belohnen würde, gesetzt daß der gemeine Mann Mittel und Lust genung hätte etwas zu wagen.

Alle Finanzeinrichtungen, die die Last der Abgaben hauptsächlich und nur nach Belieben dem Bauer aufbürden, sind fehlerhaft; weil sie die reichlichste und sicherste Quelle der Reichthümer eines Staats erschöpfen. Man darf sich nicht wundern, daß dergleichen Systeme in unsern Staatsverfassungen den Vorzug haben. Die Landgüter zu taxiren

bedarf kein groß Kopfzerbrechen; man darf nur Augen haben. Aber alle Arten von Beschäfftigungen nach einem richtigen Verhältnisse zu taxiren, ohne weder der einen noch der andern zu nahe zu treten, ist das Meisterstück der Policey, und wir werden es nie damit zur Vollkommenheit bringen. Soviel aber ist allemal gewiß, daß man den Landmann schonen müsse; und die Steuerverfassungen, die sich diesem Grundsatze am meisten nähern, oder am wenigsten davon entfernen, werden stets die besten seyn.

Die Maximen einer weisen Politik gestatten vielleicht nicht, daß man den Landmann gänzlich verschone. Man würde ihn faul machen. Es giebt Länder, wo der Feldbau doch nicht aus seiner schlechten Verfassung gezogen wird, obgleich die Abgaben sehr mäßig sind. Eben diese Regimentsform, die nur mittelmäßige Abgaben erfodert, schadet den Künsten und der Handlung. Die Menschen haben öfters einen Sporn nöthig, der sie aus ihrer Trägheit ermuntert.

Wir kennen einen Staat in Europa, wo das Volk, ohne mit Auflagen überladen zu seyn, sich eben so ohnmächtig befindet, als in den Ländern, wo das Steuerwesen auf einem schlechten Fuße stehet. Der gemeine Mann seufzt in diesen Ländern unter einer eben so schweren Last, als die übermäßigen Auflagen sind; nämlich unter der Last der Hypotheken. Man hat reichen Müßiggängern zu viel nachgesehen, daß sie den Schweiß der Landleute nach ihrem Gefallen schätzen dürfen. Ein Bauer

wirth-

wirthschaftet schlecht, und macht beträchtliche Schulden; seine Erben, die eben diese unglückliche Leichtigkeit finden, folgen seinem Beyspiele, und ihre Nachkommenschaft findet sich alsdann über ihr Vermögen mit Schulden beladen; sie sieht sich in Armuth gestürzt, aus welcher sie sich nicht heraus helfen kann. Man hätte diesen Unbequemlichkeiten vorbauen können, und man könnte ihnen noch abhelfen, wenn man ein genaues Verzeichniß der Landgüter, und der Schulden die auf einen jeden derselben haften, hielte. Eine jede Schuld, die eine gewisse bestimmte und mäßige Summe überstiege, sollte für ungültig erklärt werden, wenn sie ohne obrigkeitliche Erlaubniß eines jeden Orts aufgenommen worden wäre. Damit nun die Obrigkeiten mit diesen Erlaubnissen nicht zu willfährig wären, so müßte man ihnen auferlegen, für die Schulden, die sie über das Vermögen eines Schuldners zuliessen, zu stehen.

Die Menschen lassen sich nichts recht angelegen seyn, wenn sie es nicht als ihr Eigenthum ansehen können. Es ist daher unmöglich, daß der Ackerbau in einem Lande empor kommen sollte, wo der gemeine Mann leibeigen, oder nur ein Pachter ist. Man hat das nachtheilige der Sclaverey so deutlich eingesehen, daß es wenig Länder giebt, wo diese barbarische Gewohnheit nicht abgeschafft wäre. Aber man scheint von dem Nachtheil, wenn eine Person zu viel an Landgütern besitzt, und der größte Theil des Volks nichts als seine Pachter sind, nicht so deutlich überzeugt zu seyn. Dieser Mißbrauch ist

so mit gewissen Staatsverfassungen in einander geflochten, daß es schwer, oder gar unmöglich scheint ihn abzuschaffen. Alles was man hoffen kann, ist, daß man ihn nicht weiter um sich greifen läßt. Es würde sich heut zu Tage nicht so leicht, als zu den Zeiten der alten Republiken, thun lassen, wenn man eine neue Eintheilung der Ländereyen vornehmen, und jeder Classe von Bürgern ihren Theil anweisen wollte. Wenn die Handlung auf bessern Fuß kommen und ansehnlicher werden sollte, so dürfte wohl der Besitz der Landgüter dem Volke zum Theil in die Hände fallen, so wie es in England geschehen ist.

Man wird sagen, daß ein vornehmer Eigenthümer ja eben so gut als der Bauer seine Landgüter verbessern könne, und daß es in Ansehung dessen gleichgültig sey, ob sie diesem oder jenem zugehörten. Wenn es möglich oder unsern Sitten gemäß wäre, daß der Eigenthümer auch allemal auf seinen Landgütern wohnte, so würde freylich der Unterschied so groß nicht seyn. Aber wieviel von ihnen giebt es nicht, die ihre Güter nur etwan aus ein paar Lustreisen kennen, die sie, um dieselben zu plündern, und die Beute mit sich in die Hauptstadt zu führen, dahin gethan haben? So lange unsere Großen ihre Größe in einem Haufen Müßiggänger, die um sie herum stehen, suchen werden; so lange als unsere Beherrscher nicht eben so denken als Heinrich IV. der die Mühlen und die Landgüter seiner Hofleute nicht auf ihren Schultern sehen mochte, so lange werden auch die Landgüter, die vornehmen Eigenthümern gehören, am meisten vernachläßigt werden.

ben. Ich habe Leute gesehen, die eines Galatages wegen, einen Wald umhauen, und auf ihre Kleider sticken ließen.

In dem Falle, wo die Entfernung und andere Geschäfte den Eigenthümer abhalten die Wirthschaft auf seinem Landgute selbst zu führen, giebt es Länder, wo man in Ansehung der zur Verpachtung bestimmten Jahre eine sehr schädliche Gewohnheit hat. Man verpachtet sie nämlich nur auf sechs bis neun Jahre. Der Pachter also, der nicht gewiß ist, ob er länger in dem Gute bleiben wird, sieht auf keine Verbesserung, und sucht die kurze Zeit seines Pachts über nur so viel heraus zu nehmen, als er nehmen kann. In England hingegen, wo die Landgüter auf ein und zwanzig Jahr verpachtet werden, scheuet der Pachter keine Unkosten, weil er selbst noch einen Theil der Früchte davon genießen kann. Er bereichert sich, und giebt das Landgut in den besten Umständen dem Eigenthümer desselben zurück. Es geschieht selten, daß das Pachtquantum eines Guts nach einer sechsjährigen Verpachtung nicht fallen, und nach einer ein und zwanzigjährigen nicht steigen sollte. Man sollte die allzukurzen Termine der Verpachtungen abschaffen, wenn man den Feldbau in die Höhe bringen wollte.

Man könnte zwar einwenden, daß man nur, wenn man diesem Uebel vorbauen wollte, die Verpachtungen auf die Hälfte einführen dürfe, anstatt daß man sich einen willkührlichen Pachtzins bedingt. Aber die Verpachtungen von der ersten Art sind so vielen Schwierigkeiten ausgesetzt, daß man den an-

dern stets den Vorzug lassen muß. Diejenigen, die das Einbringen der Landgüter genau berechnet haben, behaupten, daß, wenn man nicht eine außerordentliche Fruchtbarkeit voraussetzen wolle, der Pachter nicht bestehen könne, wenn er nicht zwey Drittheile von allem, was das Landgut trägt, genießt. Wenn man also den Feldbau aufhelfen, und einen Wirthschafter in den Stand setzen will, das seinige zu thun, so kann man dem Pacht zur Hälfte gewiß nicht das Wort reden.

Ein neuer Autor hat bewiesen, daß die herrschaftlichen Rechte und Reservata ebenfalls den Landgütern schaden. Der Besitzer eines solchen Landguts, wird nichts anwenden, wenn ein großer Theil des Nutzens einem Fremden anheim fällt. Das Eigenthum der Landgüter ist gewissermaßen ungewiß, wo solche Reservata eingeführt sind. Diese Rechte werden öfters gemißbraucht, und sind stets ein barbarisches Ueberbleibsel der Herrschaft der Gothen. Wir haben diese Regierung abgeschafft, so sollten wir denn auch die Gewohnheiten abschaffen, die eine lächerliche Folge derselben sind. Das gemeine Beste, der Vortheil des Landmannes, selbst die Bequemlichkeit des Herren erfodert, daß man diese herrschaftlichen Vorrechte, gegen einen gewissen jährlichen Zins, abtritt, und die Reservata abschafft.

So genießt auch ein Landwirth nicht das völlige Eigenthum seines Gutes, wenn er es nicht nach seinem Willen und Einsichten bauen darf. Die gewöhnliche Abtheilung der Felder, und die weitläuftigen Gefilde ohne Abtheilung, benehmen ihm insgemein

mein diese Freyheit. Ein fleißiger Wirthschafter würde größern Vortheil dabey finden, wenn er alle seine Felder umreißen, und keins Brache dürfte liegen lassen. Nach der Methode des Tull ist es nothwendig. Dieser Wirthschafter würde aus der Beschaffenheit seines Erdreichs sehen, daß er sich mit gewissen Arten Getraide, oder Pflanzen, die spät kommen, einen größern Vortheil schaffen könnte; er könnte mit der Heusaat besser fahren als mit den natürlichen Wiesen. Aber an allen diesen Unternehmungen wird er durch seine Nachbarn gehindert: er muß sich nach der Jahrszeit richten, nach der sie sich richten, und mit der Weide zufrieden seyn, mit der sie zufrieden sind.

Man hat in England dieser Unbequemlichkeit durch Umzäumungen abgeholfen, welche die vornehmste Ursache des blühenden Zustandes sind, in welchem sich der Feldbau in diesem Königreiche befindet. Das Parlament erlaubt allen Gemeinden die Einschließung ihrer liegenden Gründe, wenn sie darum ansuchen. Man sollte aber diese Umzäumungen nicht blos zulassen; man sollte sie so gar anbefehlen, weil ihr Vortheil unendlich groß ist. Die lebendigen Zäume, womit man sie umgiebt, geben den Gegenden Holz, wo es selten ist, den Früchten, die auf diesen Feldern wachsen, eine Bedeckung, und dem Vieh, das man in denselben einschließt, eine Schutzwehr. Man säet in denselben Heu und alle Arten von Pflanzen, die sehr nützlich zu gebrauchen und lange zu erhalten sind. Man richtet sich mit der Arbeit nach seinem Gefallen und nach der

bequemsten Witterung. Ein jeder endlich bauet seine Gründe ohne von der Unwissenheit oder dem Eigensinn seiner Nachbarn abzuhängen.

Die Hutgerechtigkeit scheint zwar dieser Einrichtung zu widersprechen. Aber eine Gewohnheit, die so wenig Vortheil bringt, und blos auf alten Vorurtheilen beruhet, muß dem gemeinen Nutzen nothwendig weichen. Wenn diese Gerechtigkeit der ganzen Gemeinde zustehet, so wird jedweder Einwohner eines Dorfs reichlich durch den Vortheil, den er für sich allein macht, wegen des kleinen Verlusts schadlos gehalten, den er an der gemeinschaftlichen Hutung leidet. Wenn sie aber einem vornehmern Eigenthümer gehört, so ist es dem gemeinen Besten gemäß, daß man sie nach Würden schätze, und gegen einen jährlichen Zins der Gemeinde überlasse.

Dieses Vorurtheil der nöthigen Hutung entziehet vielen Landgütern einen Theil ihrer Nutzbarkeit. Fast alle Dörfer haben weitläuftige Felder, die zur gemeinen Weide für das Vieh bestimmt sind. Diese Felder, die der Natur überlassen, und beständig vom Viehe verdorben werden, bringen wenig Vortheil. Das Vieh wird abgetrieben, und findet auf denselben eine so schlechte und geringe Nahrung, daß es kaum das Leben hinbringt.

Wenn die Umzäumungen eingeführt würden, so hätte man keiner Gemeinweiden nöthig. Das Vieh, das innerhalb denen Umzäumungen eine bessere Nahrung fände, würde mehr zunehmen, und dem Eigenthümer auch mehr Nutzen gewähren. Die Gemeinden müßten alsdann diese Gemeindewiesen

an

an einzelne Personen verkaufen, oder gegen einen jährlichen Zins abtreten. Die Landwirthschaft und die Bevölkerung würden darbey gewinnen. Diese Felder würden, nach einer bessern Anbauung, Früchte tragen, die ohne diese Anordnung nicht hervor kommen. Der jährliche Zins könnte zur Verpflegung der Armen in der Gemeinde angewandt werden, für welche man sonst die beschwerlichen Armensteuern anlegen, und Collecten sammlen muß.

Der Wohnplatz des Bauern kann ebenfalls viel zu diesen Einrichtungen beytragen. Die Erfahrung lehrt, daß die Bauern, die ihre Wohnungen von einander entfernt, und mitten unter ihren Feldern aufgeschlagen haben, mehr Bequemlichkeit haben, als die, die in einem Dorfe beysammen wohnen. Nichts ist auch natürlicher: sie ersparen mehr Zeit, da sie nicht so weit nach ihren Feldern zu gehen haben; sie können alle Augenblicke anwenden; sie können leichter etwas zur Verbesserung vornehmen, weil sie ihre Felder beständig vor Augen haben. Man erlaubt aber nicht gern die Häuser so abgesondert zu bauen, weil man besorgt, daß so hin und her zerstreuete Einwohner nicht leicht der Policey zu unterwerfen seyn möchten. Wenn aber die Policey gut ist, so muß es keine Schwierigkeit geben sie unter den Landleuten in Gang zu bringen, so weit sie auch aus einander wohnen mögen. Und wer weiß ob diese Entfernung von einander sie nicht von ihrem Verderben, und vor mancherley Ausschweifungen bewahren würde.

Es ist nöthig, daß die Obrigkeit auch auf den Gebrauch, den der Landmann von seinen Feldern macht, Achtung gebe. Oefters will man alles, wider die Natur und Beschaffenheit des Erdreichs, von seinem Grund und Boden nehmen, um nichts zu kaufen. Der schwedische Bauer versteht sich auf seinen Vortheil so wenig, daß er selbst sein Rademacher, sein Schuster und Leinweber zu seyn anfängt. Diese schlimme Gewohnheit schadet nicht allein dem Ackerbaue, sondern auch den Städten.

In England, wo sich der Ackersmann besser auf seinen Vortheil versteht, sucht er nur das auf seinem Grund und Boden zu pflanzen, was am besten auf demselben fort kommt. Eine Provinz legt sich blos auf Viehzucht, und kauft ihr Getraide von den Nachbarn, die es im Ueberfluß haben. Diese nehmen wieder von der erstern Vieh und Butter. Man findet in einigen fruchtbaren ebenen Gegenden Deutschlandes, wo das Getraide gut wächst, fast gar keine Wiesen. Die Einwohner holen die Fütterung aus bergigten Gegenden, und verkaufen dagegen den Bewohnern der Berge das Getraide das in den Thälern wächst. Man hat den Vortheil, sich im Feldbau besonders nur auf eins zu legen, so wohl eingesehen, daß die Gärtner um London herum nicht ohne Unterschied alle Arten von Gartengewächsen pflanzen. Jeder hat seine Lieblingsgewächse, die sich zu dem Boden seines Gartens am besten schicken.

In denen Gegenden, die zur Viehzucht bequem sind, und wo das Korn schlecht gerathen würde,

muß

muß man nicht gestatten, dergleichen zu säen. Da im Gegentheil, wo das Getraide häufig wächst, müssen die Einwohner die Aecker nicht zu Wiesen machen wollen. Doch müssen wir gestehen, daß ausdrückliche Gesetze über die Art die Felder zu nutzen die Freyheit der Unterthanen zu sehr einzuschränken scheinen: ein bloßer Rath oder ein Unterricht, den der Regent in dieser Sache zu geben scheint, wird eben die Wirkung haben, und weniger verhaßt seyn, als ausdrückliche Befehle.

Wenn aber ein Stück der Landwirthschaft deutlichere Verordnungen foderte, so wäre es der Weinbau. Ein zu großer Ueberfluß an Wein ist einem Volke nicht eben vortheilhaft, weil er eine Neigung zum Trunk verursacht und unterhält. Der schlechte Wein ist der Gesundheit eben so nachtheilig, als den Sitten und dem Verstande einer Nation. Man muß daher nicht gestatten, daß die Einwohner zu viel Vorrath von diesem schlechten Trunke haben. An den Orten aber, wo ein guter Wein reichlich wächst, hat man keine Ursache ihn zu verhindern. Es ist zum wenigsten bewiesen, daß ein Erdstrich mit Weinbergen bepflanzt, noch einmal so viel Menschen ernährt, als ein gleich großer Strich Landes, der mit Getraide besäet ist. Außerdem ist auch das Erdreich, das zum Wein vortrefflich ist, selten zu etwas anderem gut zu gebrauchen. Wenn man in Frankreich für nöthig hielt den Weinbau einzuschränken, so geschahe es, weil man besorgen mußte, daß darüber der Getraidebau vernachläßigt werden möchte.

Das

Das Getraide, das nothwendigste Nahrungsmittel, verdient allemal die größte Aufmerksamkeit. Aber ein Staat kann in gewissen fruchtbaren Jahren Ueberfluß haben, und eben dieser Staat ist dennoch in Gefahr in unfruchtbaren Jahren Mangel daran zu haben. Man ist daher auf verschiedene Mittel bedacht gewesen, dem Mangel, der oft genung hin und wieder verspürt wird, zuvor zu kommen; man hat die Ausfuhre des Getraides verboten; man hat Magazine in Vorschlag gebracht.

Diese Mittel aber sind beträchtlichen Schwierigkeiten unterworfen; sie gehen auch nicht auf den rechten Zweck. Wenn der Bauer weiß, wo er seine Feldfrüchte los werden kann, so wird er alle Jahre eine größere Quantität Getraide erbauen. Nur wenn der Preiß des Getraides zu sehr fällt, hat er nicht große Lust zur Arbeit; und dieser Mangel an Arbeitsamkeit ist gefährlicher, als die Unfruchtbarkeit. Nur das Verbot, das Getraide außer Landes zu verkaufen, ein Verbot, welches den Preiß desselben verringert, kann dem Landmanne die Lust zur Arbeit benehmen. Es ist daher kein sicherer und natürlicheres Mittel dem Getraidemangel zuvor zu kommen, als ein freyer und ungehinderter Handel mit Getraide. Eine Policeyverordnung, die nur auf eine gewisse Zeit gegeben wird, reicht hier nicht zu; die Obrigkeit wird zu oft durch eigennützige Nachrichten hintergangen. Die beständige Ebbe und Fluth von Verordnungen, da eine immer die andere aufhebt, macht außerdem auch den Landmann ungewiß, und seine Einkünfte unsicher.

In England hat man diese Grundsätze noch weiter getrieben. Diese kluge Nation hat nicht allein die freye Ausfuhre des Getraides erlaubt; sondern auch, wenn es unter einem gewissen Preiße stehet, denen eine Belohnung bestimmt, die Getraide aus dem Lande führen werden, um dadurch dem Landmanne Muth zu machen. Man weiß, wie viel Streit die Frage, ob es gut sey einen solchen Preiß zu bestimmen, im Parlament erregte. Einige intereßirte Personen hielten ihn für eine Last der Nation, und eine Hinderniß der Manufacturen; die Erfahrung aber hat die Sache entschieden. England ist seitdem von keinem Getraidemangel mehr heimgesucht worden; der Preiß des Getraides ist noch weiter herunter gekommen, und der Ackerbau mehr in Aufnahme gebracht worden. Es würde ohne Zweifel sehr schwer seyn, eine ähnliche Prämie in allen Ländern fest zu setzen: aber eine vollkommene Freyheit des Handels kann den Mangel derselben ersetzen; wenigstens wird sie allemal eine sehr vortheilhafte Wirkung haben.

Um aber etwas zur Vollkommenmachung des Ackerbaues zu thun, wäre es gut, wenn man die Gesetze, die darzu gegeben werden, mit Belohnungen verknüpfte. Diese Belohnungen dürften eben nicht immer in baarem Gelde bestehen. Der Landesherr findet in der Ehre, womit er belohnen kann, einen unerschöpflichen Schatz, und der meiste Theil der Eigenthümer der Landgüter sind gegen einen Vorzug der Ehre öfters empfindlicher als gegen das Geld. Man kann auch einen Unterschied unter

die

diesen Belohnungen mit Ehre machen, und zwar nach den unterschiedenen Classen der Menschen, die sich viel oder wenig Mühe gegeben haben, ihre Landgüter recht nutzbar zu machen. In China wird ein Landmann, der seinen Acker am besten gebauet hat, zum Mandarin in der achten Classe gemacht. Man glaube nicht, daß die Seelen unserer Bauern gegen das Gefühl der Ehre zu unempfindlich sind. Die Natur ist mit ihren Gaben nicht so sparsam, daß sie nicht bisweilen einem Manne, der in einer Strohhütte wohnt, eine große Seele sollte gegeben haben.

Die Gegenstände, die man bey Verfertigung neuer Ackerbaugesetze beobachten muß, sind sehr zahlreich, und wie wir gesehen haben, sehr verwickelt. Sie erfodern, von Seiten der Obrigkeit, die dieselben gehörig anwenden soll, eine ununterbrochene Aufmerksamkeit. Es ist nicht möglich, daß in einem etwas weitläuftigen Staate, diejenigen, die mit Regierungsgeschäften beladen sind, und schon alle Hände voll zu thun haben, auch wohl alle Tage noch mehr übernehmen müssen, sich um alle kleine Umstände der Landwirthschaft bekümmern können, um kluge Angeber in diesem Stücke zu seyn. Es ist nicht leicht möglich, daß ein Staatsmann von allen Dingen, die in der Regimentsverwaltung vorkommen, gleich erfahren und geschickt seyn könnte.

Ein neuer Autor bringt ein besonderes Departement der Oekonomie in Vorschlag, welches man der Aufsicht eines darüber gesetzten Ministers unterwerfen solle. Ob nun gleich die Wichtigkeit der

Materie einen eigenen Mann zu erfodern scheint, so wird man doch nicht sehr geneigt seyn, die Zahl der Minister zu vermehren. Wenigstens sollte man in den Provinzen gewisse Oekonomie-Aufseher bestellen, und sie einem Director, oder einem aus verständigen Personen bestehenden Collegio unterwerfen, welches mit einem Blick alle Stücke der Landwirthschaft übersehen, und seine Bemerkungen in allen Provinzen bekannt machen könnte. Heinrich VIII. König in England, erkannte schon die Nothwendigkeit eines solchen Collegii; er errichtete eins dergleichen, welches einzig und allein auf die Oekonomie seines Königreichs Acht haben mußte.

Wer von diesen Dingen nur einen seichten Begriff hat, der wird meynen, daß man die Aufsicht über den Feldbau nur dem Minister, oder der Kammer auftragen dürfe, als deren Geschäfte schon viel damit zu thun haben. Aber wenn man das Kammerwesen in der Nähe betrachtet, so wird man mit dieser Meynung nicht zufrieden seyn. Die Kammer sucht nur immer zu erndten, und nie zu säen; sie sorgt nur, daß alles richtig abgetragen werde, und läßt es im übrigen beym Alten. Auf neue Unternehmungen, die mit der Zeit erst Nutzen schaffen, die bisweilen ein Fach im Kasten leer machen, wenn sie entweder einen Vorschuß oder eine Befreyung von Auflagen erfodern, kann sie sich nicht einlassen. Denn wenn man auch die besten Mittel zur Verbesserung des Ackerbaues ergreift, so erfolgt doch bisweilen einiger Verlust und Schaden; Man sieht sich genöthigt den Landmann zu schonen,

ihm unter die Arme zu greifen, wenn seine Kräfte nicht zureichen wollen, und zu warten, bis die Zeit, wie sie es gewiß thut, die Unkosten oder den erlittenen Schaden ersetzt.

Man muß die Betrachtungen, die ich bisher angestellt habe, nicht als einen förmlichen und vollkommenen Unterricht in der Landwirthschaft betrachten. Ich hätte über jedweden Artikel ein eigenes Buch schreiben müssen, wenn ich mich weitläuftig darauf hätte einlassen wollen. Die Gelehrten können sich ein Geschäft damit machen; und die Ausführung dieser Materien wird ihnen mehr Ehre bringen, als die Ausgabe so viel unnützer Werke, die dem Publico zum Eckel sind. Ich habe mich begnügt die Gesichtspunkte zu zeigen, aus welchen der Philosoph, der Landmann und der Staatskundige diese Gegenstände betrachten können.

Der Philosoph wird die beste Gelegenheit haben seine Wißbegierde zu befriedigen, und seine Einsichten zu vermehren, wenn er über so gemeinnützige Dinge nachdenken will. Der Privatmann, der die Entdeckungen der Philosophen auszuüben sucht, wird das zuverläßigste Mittel finden seine Umstände zu verbessern, und dem edelsten Stolze, über die Natur zu herrschen, Genüge leisten. Der Monarch, der alle Hände regiert und beschützt, wird seine unabhängige Gewalt auf die festesten Säulen gegründet sehen.

Von

V.

Von der Handlung und dem Luxus.

Quid leges ſine moribus
Vanae proficiunt? ſi neque fervidis,
Pars incluſa caloribus
Mundi, ne Boreae finitimum latus
Durataeque ſolo niues
Mercatorem abigunt? — — —
Horat. L. III. Od. 24.

Von der

Handlung

und dem

Luxus.

Man siehet heut zu Tage alles für sehr wichtig an, was einige Beziehung auf die Handlung hat. Man könnte vielleicht unser Jahrhundert, zum Unterschiede von denen vergangenen, das Jahrhundert der Kaufleute nennen; weil noch zu keiner Zeit der Handlungsgeist unter allen Nationen so durchgängig gemein gewesen ist, als zu der unsrigen.

Unsere Staatskenner setzen das Glück eines Volks in den blühenden Zustand seiner Handlung. Es ist folglich kein Wunder, daß alle öffentliche Geschäfte darnach eingerichtet sind; daß die Friedensschlüsse zu Commercien-Tractaten werden, und daß unsere Kriege meistentheils die Handlung zum Grunde haben. Die Nationen suchen einander wechselsweise bald um wahre bald um eingebildete Vortheile zu bringen. Die großen Herrn haben das am liebsten, was sie für geschickt halten ihre Macht zu vermehren; die politischen Schriftsteller unterrichten ihre Mitbürger in Dingen, die man als die Quelle der allgemeinen Glückseligkeit betrachtet.

Darf man es wohl wagen die Gültigkeit so vieler einmüthigen Stimmen in Zweifel zu ziehen? Darf man es wagen, zu untersuchen, ob der Vortheil eines weitläuftigen Handels ein wahrer ist, oder ob er sich nicht auf ein bloßes Vorurtheil gründet? oder ob die zugestandenen Vortheile eines starken Handels nicht Unbequemlichkeiten nach sich ziehen, die jene überwiegen?

Ein verständiger Mann wirft zwey politische Fragen auf: In wiefern muß man den Luxus und die Handlung unterstützen, um sie einem Staate nützlich zu machen? Wie kann man zu gleicher Zeit ein Volk, das sich auf Handlung legt, kriegerisch erhalten? Man würde sich zu viel zutrauen, wenn man so schwere und viel sagende Probleme vollkommen aufzulösen verspräche. Wenn aber auch die völlige Auflösung zu schwer ist, so kann man doch wenigstens einen Versuch damit machen, einige Corollaria heraus ziehen, und einer geschicktern Hand die Auflösung erleichtern.

Wir haben verschiedene gute Schriften über die Handlung, deren Verfasser mich der Mühe überheben, ihre Natur und Beschaffenheit genau zu untersuchen. Ich kann das, was diese Schriftsteller gesagt haben voraus setzen, und von dem Punkte, bey dem sie stehen geblieben sind, weiter gehen. Man kennt den Unterschied, unter dem ökonomischen und dem zum Luxus gehörigen Handel, welchen letztern man schicklicher den allgemeinen Handel hätte nennen können; weil das Wort Luxus einen nachtheiligen Begriff von einer Handlung giebt, die

öfters

öfters nur zur Verschwendung und einer übermäßigen Weichlichkeit verleitet.

Die Nothdurft zwingt ein Volk zu dem ökonomischen Handel. Die Einwohner eines geringen und unfruchtbaren Landes, oder Leute, die etwan in einer Seestadt eine Zuflucht wider die Unterdrückung suchen, können ihren Bedürfnissen nicht anders abhelfen, als wenn sie Factors anderer Nationen werden. Die Freyheit, die zur Bildung armer Staaten erfodert wird, zieht beständig neue Bürger dahin, und wie sich die Zahl der Menschen vermehrt, so vermehren sich auch ihre Bedürfnisse, und mit diesen ihr Handel. Die Alten kannten nur diesen ökonomischen Handel, und die Natur desselben ist vielleicht die vornehmste Ursache, daß der Stolz der Römer so wenig aus der Handlung überhaupt machte, zumal da sie ihn nur von kleinen Staaten und von weichlich lebenden Völkern treiben sahen.

Aber obgleich die Nothdurft dieses Gebäude aufführt, so kann sie ihm doch seine Dauer nicht geben. Nichts ist zerbrechlicher, als der Grund, auf welchem er ruhet, nämlich die Unwissenheit und Trägheit der benachbarten Völker. Diese Völker dürfen nur hinter ihre wahren Vortheile kommen, und selber anfangen zu handeln, um ein Volk über den Haufen zu werfen, das vom ökonomischen Handel lebt. Nach der itzigen Gestalt der Sachen ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß es ein Volk so weit bringen sollte, dem ganzen Europa zu einem allgemeinen Factor zu dienen. Eher dürfte es sich zutragen, daß ein Volk, das bisher einen großen

ökonomischen Handel getrieben hat, in seine Moräste eingeschlossen wird. Eine überlegene Macht müßte erst ihre Nachbarn sich unterwürfig machen, wenn sie sich künftig dieser Art des Handels allein bemächtigen wollte.

Ein regierender Landesherr vermag wenig über ein Wesen, das die Nothdurft erschafft und auch wieder vernichtet. Der ökonomische Handel befindet sich nicht eher in dem Falle, den wir zu betrachten vor uns haben, als bis er durch seine Weitläuftigkeit und seine Dauer die Zeichen der Reichthümer so haufenweise zusammen bringt, daß daher eben der Nachtheil entstehet, den ein jeder anderer Handel verursacht, der die Gränzen überschreitet.

Der allgemeine Handel giebt eine Eintheilung, die unserer Untersuchung weit würdiger ist; er theilt sich nämlich in den innerlichen und äußerlichen Handel. Um die Vortheile beyder Classen zu entdecken, wird man nur ihren natürlichen Spuren nachgehen dürfen.

Wir wollen annehmen, wie es auch wirklich geschehen ist, daß eine gewisse Anzahl hin und her zerstreueter Menschen sich mit einander vereinige und eine Gesellschaft bilde. Dieses wilde oder barbarische Volk wird sich im Anfange mit dem begnügen lassen, was ihm die Natur ohne Mühe giebt; es wird sich auf die Jagd legen. Die Menschen vermehren sich, wenn es nicht gewiß klägliche Zufälle, die der Vermehrung der Menschen schaden, verhindern, und die Jagd wird einem zahlreicher gewordenem Volke nun nicht mehr zulänglich seyn.

Es wird einen Unterschied unter den Thieren zu machen anfangen, und den Nutzen einsehen lernen, den es von denen, die sich zahm machen lassen, haben kann; mit einem Worte: es wird sich dieses Volk auf die Viehzucht legen.

Wenn die Anzahl der Menschen noch mehr wächst, so wird dieses Volk sehen, daß die Weiden weder dem Viehe hinlängliche Nahrung, noch die Heerden den Menschen den nöthigen Unterhalt geben. Es wird endlich auf Mittel verfallen seinen Unterhalt aus dem Schooß der Erde zu nehmen, und wird anfangen den Ackerbau zu treiben.

Wenn die Vermehrung der Menschen nicht gehindert wird; wenn das Volk die Unwissenheit immer mehr und mehr ablegt, so ist es natürlich, daß einige, die entweder mit liegenden Gründen nicht hinlänglich versehen sind, oder durch einen mechanischen Trieb oder durch die Empfindung neuer Bedürfnisse, auf die Künste verfallen, die rohen Materien zu bearbeiten anfangen, die sie von den Heerden oder von den Feldern nehmen. Dieß ist alsdann der Ursprung der Künste. Der Ackersmann, dem die Bequemlichkeiten gefallen, die diese ihm anbieten, vertauscht seine überflüßigen rohen Waaren gegen die Werke der Kunst. Diese Bequemlichkeiten ermuntern zugleich eine grössere Anzahl von Menschen zum Ackerbau, und ein Theil des Volks, das sich versichert siehet seinen Unterhalt zu finden, legt sich auf die Künste. Der Tausch geschieht entweder in Natur, oder durch gewisse Zeichen, um deren Werth man sich vergleicht. Der innerliche

Handel nimmt dadurch seinen Anfang, und trägt zur Vermehrung des Voks immer noch mehr bey.

Eben diese Vermehrung der Einsichten, eben dieses Gefühl neuer Bedürfnisse, hilft diesem Volke neue Werke der Kunst und der Natur entdecken, die der Unterschied der Himmelsgegend und eine andere Art von Fleiß andern Ländern eigen gemacht hat. Sie suchen diese fremden Producte an sich zu handeln, indem sie dieselben gegen den Ueberfluß der ihrigen, die ihren Nachbarn fehlen, eintauschen. Das ist der Ursprung des auswärtigen Handels, welcher neue Waaren einführt, und indem er einem Lande zugleich von seinem Ueberflusse hilft, einer größern Anzahl von Einwohnern den Unterhalt verschafft.

Aber bald wird man nicht mehr den Tausch in Natur treffen können. Man muß sich also gewisser allgemeinen Zeichen des Werths bedienen, die bey allen gesitteten Völkern gelten, dergleichen Gold und Silber sind. Wenn die Balance der Handlung auf der Seite eines Volks den Ausschlag giebt, d. i. wenn dasselbe mehr Waaren außer Landes verthut, als in dasselbe einführt, so werden die Zeichen, mit welchen man den Begriff des Reichthums verknüpft, sich bey diesem Volke vermehren; es wird, nach der gemeinen Vorstellung, reich seyn, und es kann es in der That seyn, wenn sich die Waaren und der Fleiß bey ihnen vermehren. Aber der allzu große Ueberfluß dieser Zeichen macht, daß ein zu beträchtlicher Theil ihrer Masse gegen den Werth der Waaren gerechnet werden muß: die Handarbeiten

beiten werden dadurch theurer; das reiche Volk kann nicht mehr so wohlfeil verkaufen, als ein ärmeres, und sein Reichthum richtet selbst seinen Handel zu Grunde.

Diese große Masse der Zeichen bringt noch eine andere Wirkung hervor. Sie verursacht eine Ungleichheit der Glücksumstände, die nicht allein der Bevölkerung hinderlich ist, sondern auch die Menschen verleitet daß sie ihre Reichthümer mißbrauchen, und sich der Faulheit und der Schwelgerey überlassen. Eine Nation, die ihre Bedürfnisse mit einem Theil der Zeichen befriedigen kann, wendet das übrige zu unnöthigen Dingen an.

Zu eben der Zeit, da diese Ungleichheit der Glücksgüter einem Theile der Nation alle Bequemlichkeit giebt und sie zu Faullenzern macht, wenden gute Köpse ihre Zeit zu nützlichen und angenehmen Dingen an. Die Mittheilung der Einsichten, die durch den Handel verursacht wird; die Entdeckung der Länder, deren Natur verschieden ist; die Kenntniß der verschiedenen Gesetze und Sitten unter den Völkern; die Bedürfnisse der Künste und der Schiffahrt; alles, mit einem Worte, trägt zur Vertreibung der Barbarey, und zur Erweiterung der Wissenschaften bey. Die Sittsamkeit, die schönen Künste, die Wissenschaften wachsen bisweilen in dem Schooße der Reichthümer, aber sie sind nicht allemal die Frucht derselben.

Man findet, wenn man den Spuren der Handlung nachgehet, den Faden, der aus dem Labyrinthe

rinthe führt, in welchem sich die meisten Schriftsteller verlieren, die den Nutzen oder den Schaden eines weitläuftigen Handels haben untersuchen wollen. Wir wollen diese Vortheile und diese Gefahren zu untersuchen vor uns nehmen, und uns beständig an die Erfahrung halten.

Beweisen, daß die Handlung nothwendig und nützlich sey, heist nichts anders sagen, als was schon hundertmal gesagt ist. Es giebt indessen doch Freunde der Barbarey, Liebhaber paradoxer Meynungen, die, zu unserm Troste, uns bereden wollen, daß wir durch unsere Bequemlichkeiten elend, und durch Künste und Wissenschaften unglücklich sind. Ein witziger Kopf will uns glücklich machen, indem er uns bereden will, das Hirtenleben wieder zu ergreifen. Leute, die in den Vergnügungen einer großen Stadt schwimmen, rathen uns, die menschliche Gesellschaft zu verlassen, uns in die fürchterlichen Wälder von Canada zu verbergen, oder mit den Tartarn in den weiten Ebenen von Oberasien herum zu schweifen.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir zufrieden seyn könnten, wenn wir auch eine weit einfältigere Lebensart führten, als wir heut zu Tage führen. Man müßte indessen doch den Menschen ganz verkennen, wenn man sich die Glückseligkeit eines barbarischen Volks größer als das Glück einer gesitteten Nation vorstellen wollte. Der Schöpfer hat den Menschen mit einem gewissen Triebe der Neugier begabt, durch welchen er unwiderstehlich zu

neuen

neuen Einsichten und Entdeckungen gezogen wird. Wir sind nicht glücklich, als in wie fern wir unserm Instinct getreu folgen; und unglücklich sind wir nur, wenn wir diese innere Stimme, die uns ohne Unterlaß zuruft, entweder gar nicht hören, oder schlecht auslegen. Es wäre außerdem auch unmöglich, zu einem ganz einfältigen Leben zurück zu kehren, die Gewohnheit, die uns zur andern Natur geworden ist, macht bald dasjenige nothwendig, was anfänglich nur Bequemlichkeit war. Es ist demnach deutlich, daß wir glücklicher sind, da wir so viele Vergnügen genießen, von denen unsere Vorfahren nichts wußten, und da wir das bezaubernde Schauspiel vor unsern Augen haben, das die Künste mit ihren mannichfaltigen Producten denenselben vorstellen. Der Handlung sind wir alle diese Vortheile schuldig.

Der Einfluß der Handlung erstreckt sich noch weiter. Es ist einmal gesagt worden, daß ein Volk kein Stück Tuch von einer gewissen Schönheit machen könne, wenn es nicht die Astronomie verstünde. Diese Worte sagen viel, und man kann sie eben so vielbeteutend in der Umkehrung brauchen; man kann sagen: Die Astronomie wird in einem Lande nicht sehr hoch getrieben seyn, wo man nicht die besten Tücher zu machen weiß. Alles hängt an einander, und der Weg des menschlichen Verstandes geht vom leichten zum schweren fort. Die Versäumung der mechanischen Künste ist meistens eine schlimme Vorbedeutung für die schönen Künste und

für

für die Wissenschaften. Eine mechanische Erfindung ist öfters der Saame zu den größten Entdeckungen; und die Künste haben vor den erhabensten Wahrheiten vorhergehen, und ihnen gleichsam den Weg bahnen müssen. Die Artigkeit der Sitten, die durch die Handlung eingeführt wird; die Ruhe, die sie verschafft; die leichten Mittel, die sie zum Unterricht eines Volks darreicht; alles bewegt den Menschen, sich ruhigern Beschäfftigungen zu ergeben, und den Geist vollkommner zu machen. Die Handlung hat also einen Einfluß auf die Wissenschaften und auf die schönen Künste.

Der Handel darf eben nicht von einer ungeheuern Weitläuftigkeit seyn, um diese Vortheile hervor zu bringen; eine Handlung, die in den Grenzen eines Landes bleibt, ist darzu schon hinreichend. Die alte Geschichte zeigt uns Völker, die ohne einen auswärtigen Handel mächtig und glücklich gewesen sind; ihr eigener Fleiß, Ackerbau, Künste und ein guter innerlicher Handel brachten sie allein so weit. Wir sehen noch heut zu Tage an Japan ein entscheidendes Beyspiel zum Beweise dieser Wahrheit.

Aber dieser innerliche Handel ist nicht immer in denen Staaten hinreichend, die durch anscheinende Freundschaft mit einander verknüpft sind, und beständig wegen ihrer gegenseitigen Vortheile etwas mit einander zu vergleichen haben. Ein auswärtiger Handel, der sich durch die ganze Welt erstreckt, verspricht diesen Staaten einen Vortheil, der besonders den neuern politischen Schriftstellern sehr wichtig scheint, und sie für den allgemeinen Han-

del

del sehr geneigt macht. Man hat sich stillschweigend, und nicht ganz ohne Grund, verglichen, den Reichthum in dem Besitz des Goldes und Silbers zu suchen. Wenn ein Volk in seinem Lande keine Bergwerke hat, aus denen man die Materie zu diesen festgesetzten Zeichen nehmen kann, so ist das einzige Mittel ihrer habhaft zu werden, daß man sie durch einen weitläuftigen Handel den Nachbarn zu entreißen sucht.

Der Ueberfluß dieser Zeichen scheint unumgänglich nothwendig, und die wirklichen Reichthümer unzulänglich. Der Vortheil der Völker, der durch unfruchtbare Tractaten nie recht auseinander gesetzt wird, will beynahe nicht anders als durch die Waffen entschieden seyn. Diese Kriege werden entweder auf den Grenzen, oder in einem fremden Lande geführt, wo man stets Gold bey sich haben muß. Sie gereichen sogar den Ländern zum Verderben, eben des vielen Geldes wegen, das dazu erfodert wird. Die schlimme Gewohnheit, zu Friedenszeiten sowohl als im Kriege eine übermäßige Macht besoldeter und müßiger Trouppen zu unterhalten; der ungeheuere Vorrath von Munition; die kostbare Unterhaltung einer Flotte; die unnütze Vermehrung der Festungen; die Schwelgerey der Officiere; alle diese Gegenstände erfodern einen ungeheuern Aufwand. Man ist noch nicht zufrieden, sein Geld auf eigene Zurüstungen zu verwenden, und sich mit eigenen Kräften herum zu schlagen; sondern man verwickelt auch seine Nachbarn in einem Streit, der sie nichts angeht. Man kauft Alliirte; man be-

zahlt

zahlt starke Subsidien. Mit einem Worte: wenn je der Grundsatz, daß das Geld die Triebfeder des Krieges sey, wahr befunden worden, so ist es gewiß in unsern Tagen. Die Handlung also, die allein Gold, so viel nur nöthig ist, zusammen schaft, wird für die wahre Stärke und Sicherheit einer Nation gehalten.

Sie scheint aber zur Macht eines Staats noch auf eine andre Art beyzutragen. Die Ausfuhre der Waaren eines Landes, zieht entweder fremde Waaren, oder Zeichen, mit denen man den Werth derselben bezahlt, wieder in das Land. Ein handelnder Staat kann demnach eine größere Anzahl von Einwohnern ernähren, als es sonst nach Beschaffenheit der Größe und Fruchtbarkeit desselben nicht möglich wäre. Die Bevölkerung nimmt dadurch zu; und man weiß, daß die wahre Macht eines Staats in der Menge, dem Wohlstande und dem Fleiße seiner Einwohner bestehe.

Dieß sind die vortheilhaften Wirkungen, die man der Handlung zuschreibt. Wir wollen sehen, ob diese Vortheile groß und wahr genung sind, daß sich eine Nation durch dieselben könne bewegen lassen, in die Rechte andrer Menschen einen Eingriff zu thun, und sich eines allgemeinen Handels zu bemächtigen; und ob diese blinde Begierde nicht ihre Strafe mit sich führe, wenn sie die Ursache des Falles eines ungerechten Volkes wird.

So lange die Handlung in den Grenzen bleibt, die ihr die Natur selbst vorschreibt, zieht sie so vortheilhafte Folgen nach sich, wodurch ein Volk alle-

lemal

lemal glücklich ist. Wenn sie aber diese Grenzen überschreitet, und sich allzu weit ausbreitet, so wird die Nation mit fremden Bedürfnissen bekannt, und sucht dieselben zu befriedigen. Man wird der wirklichen Bequemlichkeiten müde, und sucht nur Ueberfluß. Die gereizte Begierde wird durch nichts mehr aufgehalten; man rafinirt, und es finden sich bald eine Menge Künstler ein, die den unordentlich feinen Geschmack zu vergnügen suchen. Es gehört zum Wesen der Leidenschaften und der Neubegierde sich durch nichts, als unübersteigliche Hindernisse aufhalten zu lassen. Wenn einmal die Begierden einer Nation so weit gekommen sind, so verfällt sie in Schwelgerey. Die Wirkungen des Luxus und der Reichthümer sind so genau mit einander verbunden, daß man sie nicht von einander trennen kann.

Baco, wenn er von der Folge der Wissenschaften auf einander redet, bemerkt, daß ein Volk sich in seinem reifen Alter mit den Wissenschaften und den schönen Künsten beschäfftige, und im abnehmenden Alter die mechanischen Künste und die Handlung vorzüglich treibe. Diese Ordnung scheint diejenige umzukehren, die wir gefunden haben, da wir dem Wachsthum der Gesellschaften und des menschlichen Verstandes nachgiengen. Unterdessen ist doch diese Ordnung des Baco gegründet; und die Nationen werden in einem höhern Alter, so wie jeder Mensch überhaupt, wieder zu Kindern.

Wenn eine mäßige Handlung die Lebhaftigkeit des reifen Alters bey einem Volke erhält, so be-

schleunigt dagegen ein allzu großer Handel sein Alter. Die Habsucht, die durch das Kaufmannsglück erwacht, bemächtigt sich aller Gemüther. Der Eigennutz, der einzige Götze einer handelnden Nation, verbannet die Tugenden und die Talente. Die Ehrbegierde weicht dem Geldgeitze. Wie sollte ein Mensch, der von der Natur die größten Gaben empfangen hat, sich der Mühe unterziehen, sie recht auszubilden, da er sieht, daß man nur gegen große Geldhaufen einige Achtung hegt, und daß man mit wenigern Talenten und geringerer Mühe ein angesehener Mann werden könne. Wenn der Handlungsgeist und die Gewinnsucht eine Nation erfüllen, so gehen Verstand, Tugend und Talente verlohren. Geldgeitz und Ehrbegierde werden sich nimmer mit einander vereinigen lassen.

Finden wir wohl in den Jahrbüchern aller Zeiten ein einziges Beyspiel von einem reichen, wollüstigen, oder ganz der Handlung ergebenen Volke, das sich durch Wissenschaften und große Thaten hervor gethan hätte? Das alte Persien, ein Land, das seiner Reichthümer und Wollüste wegen besonders berühmt ist, brachte nicht einen einzigen Menschen hervor, den die Geschichte zu nennen für würdig geachtet hätte. Das reiche Tyrus enthielt wohl große Kaufleute aber keine großen Männer. Carthago zeigt uns nichts als ein barbarisches, niederträchtiges, grausames und untreues Volk, welches Verdienste nicht nur verachtete, sondern auch verfolgte Die berühmten Männer aus Alexandrien, waren lauter Fremde; seine eingebohrnen Einwohner, die

lauter

lauter Kaufleute waren, verstanden sich weiter auf nichts, als aufs Geld. Das reiche Marseille hat, wenn man einen einzigen Astronomen ausnimmt, sonst keinen Namen seiner Bürger auf die Nachwelt gebracht.

Aber wieviel große Männer sieht man nicht aus dem Schooße der Armuth hervor kommen? aus Ländern, die entweder gar keinen, oder doch nur einen sehr geringen Handel hatten? Das alte Griechenland, ein unfruchtbares, armes und wenig Handlung treibendes Land, brachte allein mehr große Männer hervor, als der ganze übrige Theil des Erdbodens. Und war nicht unter den Staaten, die dieses glückliche Land zusammen ausmachten, das arme und mäßige Sparta der Nebenbuhler des artigen und weisen Athens, und ihm an Tugend und Verdiensten überlegen? Die Epoche der aufgeklärten Jahrhunderte, die die Ehre der Menschheit sind, fällt nicht in die Zeiten der übertriebenen Wollüste und der größten Reichthümer einer Nation, die so glücklich gewesen ist, diese Jahrhunderte gesehen zu haben. Sie folgen insgemein auf die Zeiten der Unruhe, der Zwietracht, der bürgerlichen Kriege, wo das persönliche Verdienst allein geachtet wird, und den Geist ermuntert; und wo die einschläfernde Handlung nicht durch Anreitzung zum Gewinst verführen konnte.

Es ist eine kützliche Sache, die gegenwärtigen Nationen zu untersuchen. Aber ein unpartheyischer Leser durchlaufe nur den gegenwärtigen Staat von Europa; er suche das Vaterland großer Män-

ner; er spüre dem Aufenthalt des Verstandes und der Wissenschaften nach, und urtheile nach der Erfahrung, ob der Handlungsgeist und eine Allgemeinheit desselben den Wissenschaften, der Tugend und den Talenten nützlich sey? Eine sonderbare Nation macht zwar eine Ausnahme von dieser Regel: aber sie hat diesen Vorzug ihrer sonderbaren Einrichtung zuzuschreiben, welche die schlimmen Wirkungen eines weitläuftigen Handels bisher verhindert hat, aber auch nicht immer verhindern wird.

Die Vermehrung der Einwohner, die man als die Folge eines großen Handels betrachtet, ist nur eine Wohlthat einer mäßigen Handlung. Sie gereicht der Fortpflanzung der Menschen zum Verderben, wenn sie sich zu weit ausbreitet. Man müßte sehr wenig von den Grundsätzen einer gesunden Politik verstehen, wenn man nicht wissen sollte, daß der beste Grund zur Vermehrung der Einwohner eines Landes der Feldbau ist. Ohne diesen ist der Unterhalt eines Volks nie gewiß genung, und hängt zu sehr von der ungewissen Güte der Erndten, oder dem willkührlichen Beystande der Nachbarn ab. Die Ungewißheit des Unterhalts verhindert die Heyrathen, und treibt öfters viel Einwohner aus dem Lande. Die Classe der Landleute, die das sicherste Handwerk treibt, und deren Reichthum in den Kindern besteht, ist unter allen Classen des Volks zur Fortpflanzung die geschickteste und am meisten geneigt dazu. Nun vermindert aber ein weitläuftiger Handel den Ackerbau und die Zahl der Landeinwohner, so, daß die Classe der Bauern immer nach und nach

schwächer

schwächer wird. Die Faulheit und die Habsucht treibt die Menschen eine rauhe Beschäfftigung zu verlassen, und eine ruhigere und einträglichere, ob sie gleich nicht so sicher ist, zu ergreifen. Das bequeme Leben der Handwerksleute und Künstler verführt den dürftigen Landmann, lockt ihn in die Städte, und die Dörfer werden leer.

Es giebt noch andre Ursachen, warum ein allzu weitläuftiger Handel die Zahl der Menschen vermindert. Er macht Seereisen in weitentlegene Länder nothwendig, deren Clima die Leute auf den Schiffen nicht vertragen können, und daher größtentheils sterben. Er erfodert Colonien in andern Welttheilen, wo die dahin geschickten Menschen nicht lange leben; Colonien, die auf mehr als eine Art die Hauptländer erschöpfen, ohne ihnen einen andern Vortheil als einen Ueberfluß zu gewähren, den sie gar wohl hätten entbehren können. Selbst in den Hauptländern ist die große Anzahl der Künstler nicht immer ihres Unterhalts gewiß. Es fällt etwan in der Handlung ein Artickel weg; eine Manufactur kömmt aus der Mode, oder wird in auswärtigen Reichen zu führen verboten, so sind alle die, die sich bisher damit beschäfftigten, um ihr Brod gebracht, weil sie nicht sogleich zu etwas andern können gebraucht werden. Man weiß, was für Noth eine solche Zerrüttung in unsern Handelsstädten verursacht. Das wenigstens, was wir aus der Erfahrung wissen, ist, daß die Classe der Handwerksleute und Künstler ohne Unterlaß abnimmt, und beständig durch

Neuangeworbene ersetzt werden muß, die aus der Classe der Landleute genommen werden.

Es ist sonderbar, daß man die Handlung zur Ursache einer großen Bevölkerung angiebt, da doch die reichsten Länder in Europa zusehends an Menschen abnehmen. Es ist wenigstens in Ansehung Portugals, Spaniens und Frankreichs außer Zweifel, und die Engländer werden es eben so finden, wenn sie ihren gegenwärtigen Staat mit ihrer Verfassung im funfzehnten Jahrhunderte vergleichen wollen. Man könnte viel Dinge zur Ursache davon anführen; aber diese Entvölkerung folgt allzu ordentlich auf die Ausbreitung der Handlung und die Vermehrung der Reichthümer, daß man die Verbindung, die sich hier zwischen der Ursache und der Wirkung findet, unmöglich verkennen kann. Die handelnden Länder, die jetzt sich noch am besten halten, ersetzen ihren Verlust durch ganze Schaaren von Ausländern, die durstig nach Gelde der Quelle der Reichthümer zulaufen. Es ist unterdessen sehr zweifelhaft, ob es zur Glückseligkeit eines Staats nicht nützlicher sey, daß er seine alten Einwohner zu behalten, und sie durch den Feldbau zu beschäfftigen suche, als daß er fremde Völker in seinem Schooße ernährt.

Wir kommen nun zur Untersuchung des letzten Vortheils, dessen falscher Glanz die Augen der Staatsmänner sowohl, als der Privatpersonen blendet; die Vermehrung der Reichthümer, oder vielmehr der Zeichen, die den Reichthum vorstellen, ist es, die ein weitläuftiger auswärtiger Handel nothwendiger Weise hervor bringt. Aber wie betrüglich ist der

Schein

Schein der Wohlfarth, den diese Vermehrung einem Staate giebt! Wir werden in dieser anscheinenden Fettigkeit ein aufgedunsenes Wesen finden, das anstatt ein Zeichen der Gesundheit zu seyn, vielmehr ein sicherer Beweiß einer tödlichen Krankheit ist.

Es ist gewiß, daß diese Zeichen des Reichthums, die durch einen vortheilhaften Handel häufig zusammen gebracht werden, einen Monarchen in den Stand setzen, den Krieg in den Staaten seiner Nachbarn mit Ueberlegenheit zu führen. Man kann sogar sagen, daß der Krieg nur Geld erfodere, bis etwan ein armes und tapferes Volk den wollüstigen Nationen zeigt, daß der Sieg von den Menschen und nicht vom Gelde abhange. Man kann noch die verderbliche Staatskunst billigen, unbeständige Freundschaften mit schwerem Gelde zu kaufen, und es haufenweise zu Subsidien hinzugeben.

Aber wie sehr wäre es zum Glück der Völker und ihrer Beherscher zu wünschen, daß die Handlung nicht die unglückliche Leichtigkeit viele und lange Kriege zu führen verschaffte. Das politische System von Europa, das zum Theil auf scheinbare Vorurtheile gegründet ist, von denen man das falsche geschickt zu verbergen weiß, nöthigt die Regenten sich in alle Händel, unter dem Vorwande des Gleichgewichts und des Einflusses in die allgememeinen Angelegenheiten, zu mengen. Man schlägt sich bisweilen um zweifelhafte Vortheile eines Handels herum, den man lieber Nationen überlassen sollte, die blind ihrem eigenen Verderben zurennen. Wenn man Blut genung vergossen, Geld genung verschwendet hat,

so ist öfters das Interesse der kriegführenden Mächte noch eben so wenig entschieden als zuvor. Man macht gezwungen Friede, weil man des Krieges müde ist, bis man es für gut befindet, wieder vom neuen anzufangen. Das Gleichgewicht ist alsdenn nichts anders als eine Wage, deren beyde Waagschalen leer sind.

Wenn die Menge der Zeichen von Reichthümern nicht beständig dieser übel verstandenen Vergrößerungsbegierde neue Nahrung verschaffte, so könnte das menschliche Geschlecht ein wenig mehr Ruhe hoffen. Die Beherscher der Erde würden sich genöthigt sehen, die Grundsätze einer ruhigern Politik in Ausübung zu bringen. Sie würden durch Erfahrung überzeugt werden, daß die Macht eines Monarchen nur in der Zahl und dem Wohlstande seiner Unterthanen bestehe; daß die Producte des Feldbaues und der Künste die einzigen wahren Reichthümer sind, daß es keine vortheilhaftern Eroberungen giebt, als die man bey der Natur und den Künsten in seinem eigenen Lande macht, und daß die Sicherheit eines Staats sogar befestigt genung ist, wenn er eine gute Anzahl durch Arbeit abgehärteter Einwohner enthält.

Die Vermehrung der Reichthümer und ihrer Zeichen trägt noch auf eine andere Weise zu der verderblichen Art bey, mit welcher die Kriege geführt werden. Es scheint, daß die Nationen unter einander eins geworden sind, sich damit nicht begnügen zu lassen, daß sie ihre Einkünfte auf dieses Hazardspiel setzen; sondern auf einmal den ganzen Fond

des

des Staats zu verspielen. Der Credit eines reichen Volks, dieses gefährliche Ding, erleichtert ihm die Mittel über seine Kräfte aufzuborgen. Die Schulden der reichsten Nationen sind daher ihrem wirklichen Vermögen so ungleich, daß sie sich entweder durch eine gewaltsame Abschüttelung, die den Saturnalien der Alten gleicht, dieselben vom Halse schaffen, oder unter der Last derselben werden erliegen müssen. Die armen Nationen hingegen können soviel nicht aufborgen; sie kommen demnach immer mehr und mehr zu Kräften, da indeß die reichen in Schwachheit und Mattigkeit verfallen. Eine etwas größere Schwierigkeit, Staatsschulden zu machen, würde vielleicht die Zeiten wieder bringen, wo die Aufopferung einer kleinen Anzahl von Bürgern alle Streitigkeiten entschied; wo kleine Armeen große Dinge ausrichteten, und wo die Feldherrn, die kleinere Schaaren anführten, ihre großen Talente weit besser zeigen konnten.

Wenn der Ueberfluß an Zeichen der Reichthümer den auswärtigen Angelegenheiten eines Staats nicht so vortheilhaft ist, als man glaubt, so ist er es in Ansehung der innerlichen Geschäffte noch weit weniger. Wir haben im Vorbeygehen gesehen, da wir den Spuren der Handlung nachgegangen sind, daß die Menge der Zeichen die Handarbeiten theuerer mache, und die Concurrenz auf den fremden Märkten hindere! Weil der wesentliche Reichthum eines Staats nur in den Producten des Ackerbaues und der Künste besteht, so wäre es gleichgültig, welche Masse man zu den Zeichen des Werths er-

wählte, die Masse der Producte dadurch vorzustellen. Aber eine allgemeine Erfahrung setzt darinne einigen Unterscheid feste. Man bemerkt, daß der Preiß der Lebensmittel nicht so gleich steigt, wie sich die Zeichen des Werths vermehren. Mit dem Preiße der Handarbeiten aber verhält es sich ganz anders; er steigt weit geschwinder. Man weiß, daß in Spanien, ein Handwerksmann, seitdem man so viel Ausbeute in den indianischen Bergwerken gemacht hat, in zween Tagen so viel gewinnt, daß er eine Woche nothdürftig davon leben kann. Wenn nun zween Tage genung sind, so wird aus einem natürlichen Triebe zur Faulheit dieser Handwerksmann die übrigen Tage müßig gehen. Der Ueberfluß der Gold- und Silber-Masse ist demnach die wahre Ursache des schlechten Zustandes, in welchem sich dieses Königreich befindet.

Eben dieses trägt sich bald oder spät auch in andern Ländern zu. Da die Handarbeit so theuer ist, so wird der Preiß aller Waaren so beträchtlich werden, daß das reiche Volk sie nicht mehr bey ärmern Völkern wird absetzen können, und diese letztern werden anfangen müssen, selbst fleißig zu arbeiten. Das reiche Volk selbst wird seinen Vortheil dabey finden, wenn es um geringen Preiß bey ärmern Völkern einkauft. Wenn es aber mehr kauft, als verkauft, so werden die Zeichen bald ihrem natürlichen Hange folgen, und zu ihren Nachbarn wandern. Das reiche Volk wird anfangen, weniger zu arbeiten, weil es um wohlfeilern Preiß kaufen kann, und wird endlich selbst arm werden. Das ist der traurige Zirkel

den

den alle handelnden Staaten, dem Zeugniß der Geschichte nach, durchlaufen haben, und den sie nothwendig durchlaufen müssen.

Dieser Abfall, sagt man, wird durch den erhöheten Werth der Land- und unbeweglichen Güter, und durch einen stärkern Umlauf des Geldes wieder gleich gemacht, welches alles die gewöhnlichen Folgen von den Vermehrungen der Zeichen des Reichthums sind. Aber der wirkliche Werth eines Landgutes besteht nur in dem, was es trägt. Wenn ich hundert Goldstücken, die ehemals nicht mehr waren, als hundert Stück Silbergeld, für ein Landgut gebe, und mir dieses Landgut nicht mehr einträgt, als zuvor, so sehe ich nicht, daß es im Werthe gestiegen sey. Wohne ich in einem Hause besser, das jetzt hundert gelbe Zeichen gilt, als zu der Zeit, da es nur hundert weiße Zeichen galt? Dieser vorgegebene höhere Werth der Güter ist demnach nichts, als eine eingebildete Rechnung, die nur in den Steuerregistern eine Figur macht. Es ist eben, als wenn sich ein Schwede für reicher halten wollte als ein Engländer, weil man ihm die Bezahlung auf einem Karren gefahren bringt, da dem letztern ein Schuldner eine gleich große Summe aus dem Beutel bezahlen kann, den er bey sich trägt.

Es ist eben so schwer zu begreifen, wie der Ueberfluß der Zeichen den Umlauf vermehren könne. Nichts ist lustiger, als die Mühe, die sich politische Rechenmeister geben, den Vortheil dieser Circulation der Münzen zu berechnen und aufs reine zu bringen. Sie bedienen sich einer Art von Zauberey, und ver-

wan-

wandeln das in einen wirklichen Gewinst, was nichts als eine bloße Uebergabe aus einer Hand in die andre ist; ein Gewinst, den eine Nation durch diese wunderbare Uebergabe bey sich selber machen soll. Es ist eben, als wenn ich mein Geld ordentlich alle Monate zählte, und mich am Ende des Jahrs für zwölfmal reicher hielte, als ich es am Anfange des Jahrs war. Die Circulation gründet sich bloß auf die öftere Wiederholung des innerlichen Tausches der Landesproducte und der Handarbeiten. Ihr ganzer Vortheil bestehet demnach in dem Beweise, daß alles arbeite, und zu leben habe. Die Arbeit ist es, die die Zeichen treibt; nie aber setzen die Zeichen die Arbeit in Bewegung. Der Staat von Spanien ist ein entscheidend Beyspiel davon; und wenn von Geld entblößte Staaten in elende Umstände gerathen, so macht der Mangel am Gelde nicht, daß es ihnen an Arbeitern fehlt; sondern der Mangel an Arbeitern macht, daß kein Geld in ihr Land kommt. Wenn nur ein Absatz von Waaren da ist, so fängt sich alles an zu regen; man mag nun entweder Gold oder Papier für die Waaren erhalten.

Ich erinnere mich hier einer gewissen fanatischen Gewohnheit, die sich in Europa einschleicht; nemlich der Credit auf Wechselbriefe. Völker, die schon durch eine allzu große Masse metallener Zeichen unterdrückt werden, beladen sich noch mit einer andern weniger wahren Art von Zeichen, deren Anzahl man bis ins unendliche vervielfältigen kann. Körper, die schon durch einen großen Ueberfluß des Blutes beschwert sind, häufen dasselbe immer mehr an, damit es sich

noch

noch schwerer durch die Canäle fortwälzen, und sie endlich gar verstopfen könne. Die Wirkung dieses Gebrauchs wird nichts anders seyn, als daß die nachtheiligen Folgen des Ueberflusses der metallenen Zeichen desto geschwinder eintreffen. Die Wechsel sollten bloß für Banquiers seyn, die geschwind auszahlen, und öfters das Geld sehr weit versenden sollen. Aller anderer Gebrauch, den man sonst mit dem Papiere machen will, selbst wenn man es zu mehrerer Bequemlichkeit bey Contracten anwendet, ist schädlich. Man trägt die Blätter der Sybillen zusammen, wenn man dieser Zeichen sich bedient.

Es ist nun noch die letzte und gefährlichste Wirkung der Vermehrung der Reichthümer und ihrer Zeichen zu betrachten übrig, und das ist die Einführung des Luxus. Diese Materie ist so wichtig, und zugleich doch so wenig aufgeklärt, daß sie etwas genauer untersucht zu werden gar wohl verdient.

Der Luxus, ein sehr unbestimmter Ausdruck, hat das Schicksal aller Wörter gehabt, deren Bedeutung noch nicht fest gesetzt ist. Man tadelt ihn, man streicht ihn heraus, nachdem man sich den Begriff davon macht, und ihn von einer gewissen Seite her ansieht. Die Moralisten, die gewohnt sind, die Aussprüche ihrer finstern Vorgänger ohne Unterlaß zu wiederholen, schelten ohne Ausnahme auf den Luxus und die Verschwendung. Einige, die die Epoche der Verschwendung und der Aufklärung des Geistes ohngefehr mit der Epoche des Luxus zusammen treffen sehen, erstrecken ihren Bann sogar bis auf die Artigkeit, auf die Wissenschaften und auf die

die Künste; die Lobredner des Luxus hingegen, die ihn mit der Verschwendung, der Artigkeit, dem blühenden Zustande der Künste und Wissenschaften in eins vermengen, sehen ihn nicht allein als nützlich, sondern auch als nothwendig an.

Man sagt mit Recht, daß der Reiche Geld verthun müsse, und daß das gemeine Beste erfodere, daß er Gebrauch von seinen Reichthümern macht. Aber ein wohl eingerichteter Aufwand, wenn er auch schon ein wenig stark ist, ist noch kein Luxus. Der Luxus bestehet in der Verschwendung der Reichthümer, in der Ausgabe für einen unnöthigen Ueberfluß, der mit dem Vermögen und dem Stande dessen, der ihn macht, kein Verhältniß hat. Wenn man sich diesen Begriff von ihm macht, so wird es, wie ich glaube, nicht schwer seyn, die Entstehung des Luxus, seinen Character und die Wirkung desselben einzusehen.

Wenn ein weitläuftiger Handel, oder eine jede andre Ursache, die Reichthümer und ihre Zeichen ansehnlich vermehrt, so können dieselben nicht gleich vertheilt seyn. Die Habsucht treibt die Menschen an, Schätze auf Schätze zu häufen, und selbst das Vermögen ihrer Mitbürger an sich zu reißen. Ein weitläuftiger Handel, und der Ueberfluß der Zeichen verschaffen alle Mittel, große Schätze zusammen zu bringen. Die Ausgabe wird also mit der Ungleichheit des Vermögens in einem Verhältnisse stehen. Nun sind aber die wirklichen Bedürfnisse leicht befriedigt; die Bequemlichkeit erfodert keinen übermäßigen Aufwand; die Pracht selbst bleibt in gewissen

Grenzen.

Grenzen. Der Besitzer eines großen Reichthums also, der davon keinen natürlichen Gebrauch mehr machen kann, wird denselben mißbrauchen. Um seinen Reichthum zu genießen, wird er sich neue Bedürfnisse ersinnen müssen; und der Mensch, wenn er sich einmal seinen Leidenschaften überläßt, ist nicht mehr zurück zu halten; ein Verlangen ziehet ein andres nach sich, und alles überflüßige, was man nur zu erdenken weiß, wird zu einer eingebildeten Nothwendigkeit werden. Diese Einbildungen sind ansteckend; das Beyspiel der Reichen wird endlich alle Classen des Volks verführen. Jede Classe wird es im Aufwande einer höhern Classe nachthun wollen. Man wird durchgängig den Reichthum mißbrauchen; man wird über seinen Stand und über sein Vermögen verschwenden, und der Luxus wird allgemein seyn.

Der Luxus hat also seinen Ursprung in einer allzu großen Ungleichheit der Glücksgüter, die durch den Ueberfluß der Zeichen des Reichthums verursacht wird. Es ist leicht zu begreifen, daß der Luxus eher in Monarchien als in Republiken überhand nimmt. In monarchischen Staaten ist eine gewisse Absonderung der Stände nöthig, und daß gewisse Familien besonders unterstützt werden. Die Gesetze dieser Staaten tragen zu der Ungleichheit des Vermögens bey, indem sie die Erbschaften immer einer einzigen Person zuwenden; und das Schauspiel der Pracht, die den Prinzen umgiebt, verleitet zu übermäßigen Verschwendungen. Die Republicken sind auf eine größere Gleichheit bedacht; ihre Sitten

sind einfältiger, und selbst ihre Gesetze, wenn sie der Einrichtung gemäß sind, sorgen für eine gleichere Austheilung der Reichthümer.

Es giebt arme Länder, deren Aufführung uns an der Fabel des Ochsens und des Frosches erinnert. Sie liegen unglücklicher Weise zwischen reichen Ländern, deren glänzender Aufwand sie blendet, und den sie im kleinen nachzuahmen suchen. Dieser Luxus ist über ihren Stand und über ihr Vermögen; man kann ihm nicht einmal den nichtigen Namen einer eingebildeten Bequemlichkeit geben. Aber diese Länder kommen wieder in ihre natürliche Stellung, wenn die seichten Quellen vertrocknet sind, die diesen flüchtigen Glanz unterhielten. Sie werden von ihrem Flitterstaate nichts übrig behalten, als die Unbequemlichkeit, daß ihre Waaren im Preiße gestiegen sind, und sie kaum einem kleinen überflüßigen Bedürfnisse, das durch das Vergangne zur Nothwendigkeit geworden ist, Genüge leisten können.

Wir wollen nun die Wirkungen des Luxus untersuchen, dessen Ursprung wir jetzt gesehen haben. Diese Schlange bringt zeitig genung ihre Mutter ums Leben, die ihr das Leben gab. Durch den Mißbrauch kommt der Reichthum in fremde Hände. Leute, die übermäßig viel verthun, bereichern die Classe des Volks, die für den Luxus arbeitet. Diese Umkehrung der Classen würde gleichgültig seyn, wenn die Reichthümer in die Classe der arbeitsamen Leute, die letzte und wichtigste unter allen Classen, übergienge; so aber gewinnen nur die Galanterie-Arbeiter, die bald selbst in eben den Luxus verfallen,

und hernach wieder in eben den Verfall gerathen. Die Phantasien begnügen sich alsdann nicht mehr mit den natürlichen und eigenthümlichen Gütern einer Nation; die Neugier, die Unbeständigkeit seufzt nach auswärtigen und weit hergeholten Gütern. Die Galanterie-Arbeiter, die mehr verthun und weniger arbeiten, können es nicht mehr mit den Arbeitern einer ärmern und mäßiger lebenden Nation aufnehmen. Die luxuriante Nation wird mehr kaufen als verkaufen, und ihre Reichthümer werden also ihren Nachbarn in die Hände fallen.

Wenn der Luxus die erdichteten Reichthümer alle macht, so vernichtet er noch weit gewisser die wahren Reichthümer eines Staats, die Bevölkerung, den Ackerbau, und die nöthigsten Manufacturen. Alle für diese wirklichen Reichthümer gefährlichen Folgen, die wir in einem weitläuftigen Handel gefunden haben, können auch dem Luxus zugeschrieben werden, den dieser Handel hervor bringt.

Aber der Ursprung des Luxus mag beschaffen seyn, wie er will, gesetzt auch, daß er sich auf große Eroberungen gründe, so liegt doch allemal die Ursache der abnehmenden Bevölkerung in ihm. Alle Werkzeuge des Luxus werden auf Unkosten dieser Bevölkerung angeschaft. Man unterhält eine große Menge Bedienten, die nicht heyrathen dürfen. Der Müßiggang dieser Leute, ihre verhinderte

Fortpflanzung, ihre Unbrauchbarkeit, alle diese Artikel sind ein wirklicher Verlust für den Staat. Diese Menge von Menschen wird dem Ackerbaue entzogen, und nie wieder ersetzt. In den höhern Classen macht die Furcht für dem Aufwande, den der Wohlstand erfodert, die Heyrathen und die Fortpflanzung beschwerlich. Eine große Menge Lebensmittel werden von einer kleinen Anzahl Menschen in kurzer Zeit aufgezehrt; dem zukünftigem Geschlechte wird dadurch seine Nahrung entzogen, und dasselbe im Nichts zurück gehalten. Wir wollen noch die unnütze Unterhaltung so vieler Pferde hinzu setzen, an deren Statt man Menschen ernähren könnte; jene Lusthäuser, jene großen Gärten, jene sich weit erstreckenden Alleen, welche eine ganze Provinz einnehmen und unfruchtbar machen, und wir werden sehen, was für einen Todfeind die Bevölkerung, der Ackerbau, und die Manufacturen an dem Luxus haben.

Was machte Italien unter den römischen Kaisern so arm an Menschen, und zog ihm die unbegreifliche Ohnmacht zu, durch welche es ein Raub der Barbarn ward? der Luxus ist es, die große Menge der Landgüter, womit diese Herrn der Welt die fruchtbarsten Ländereyen bedeckten und in Wüsteneyen verwandelten; jene ungeheuern Wolken von Sklaven sind es, die nichts zu thun hatten, als daß die stolzen Tyrannen ihre Häuser damit anfüllten.

Der Luxus verderbt die Sitten. Dieser Satz, der von allen moralischen Schriftstellern ohne Beweiß angenommen wird, ist nicht immer gehörig untersucht worden. Wenn man die Bequemlichkeit, den Aufwand, und die Pracht einer Nation gesehen hat, so hat man sie sogleich für verderbt gehalten. Unterdessen können doch die Sitten mit einem verhältnißmäßigen Aufwande gar wohl bestehen; nur der eigentlich so genannte Luxus ist es, der die Sitten verschlimmert. Die Phantasien haben ihrer Natur nach nichts festgesetztes; sie fliegen von einem Gegenstande zum andern. Der Luxus veranlaßt beständige Veränderungen im Geschmack und in den Manieren: dieser Geist der Unbeständigkeit und des Leichtsinns wird endlich zur Gewohnheit und mengt sich in die ernsthaftesten und wichtigsten Dinge, die Sitten verändern sich ohne Unterlaß, und diese Veränderungen machen sie eben nicht besser. Der Aufwand, den der Luxus erfordert, entflammt die Geldbegierde. Man läuft nach dem Gelde, und sucht es durch alle Mittel, sie kosten was sie wollen, zu erlangen. Sobald diese Begierde unter einer Nation einreißt, wird die Tugend lächerlich, und die Ehre eine bloße Einbildung. Man wägt das Verdienst nur nach der Schwere des Goldes; Aemter und Würden werden nur um baares Geld verkauft; die Triebfedern der Regierung lassen nach, und die Kraft der Gesetze weicht dem Druck der Reichthümer. Diese allgemeine Ermattung bringt eine tödliche Ruhe hervor,

die der Glückseligkeit gleicht, welche aber ein heftiges Ungewitter prophezeyht, das alle Augenblicke den Staat zu überschwemmen droht.

Der Luxus erniedrigt die Seele und den Geist. Die Erziehung giebt unserer Seele eine gewisse Wendung; die Menschen, mit denen wir umgehen, und unsere Beschäftigungen befestigen dieselbe. Wenn die Erziehung nur auf die Erlangung der kleinen angenehmen Talente gerichtet ist, welche in den Zeiten des Luxus allein geachtet werden, so bleibt die Seele in dem Zirkel dieser kleinen Eigenschaften eingeschlossen. Wenn man unter die Leute kommt, sieht man sich allenthalben von schalen Köpfen in glänzendem Aufzuge umringt, welche durch ein leeres Nichts die Achtung zu erwerben suchen, die man nur der Tugend schuldig ist. Man muß einen sehr starken Geist haben, wenn man nicht durch den Strom böser Beyspiele hingerissen werden soll, daß man sich um ein leichtes Verdienst bemühet, und dasjenige fahren läßt, was viel Mühe und Arbeit kostet. Unsere Beschäftigungen sind zu den Zeiten des Luxus nur Gewinn und Vergnügen, die beständigen Ergötzlichkeiten schwächen die Seele, und die Gewinnsucht hat noch nie den Weg zu grossen Dingen gebahnt. Eine ungezämte Geldbegierde verleitet vielmehr zu Intriguen, zu Niederträchtigkeiten und zur Sklaverey. Die Weichlichkeit, die außerdem eine unmittelbare Folge des Luxus ist, verhindert die Seele, ihre Kräfte zu brauchen

und ihrer Bestimmung gemäß zu handeln, so wie sie dem Körper auch seine Lebhaftigkeit raubt.

Die Erniedrigung des Geistes ist eine eben so gewisse Wirkung des Luxus, als die Erniedrigung der Seele. Der Geist nimmt von allem, was uns umgiebt und beschäftigt, die Eindrücke an. Wir gewöhnen uns zu Kleinigkeiten, wenn wir nichts als Kleinigkeiten vor uns sehen. Ein Geist von Kleinigkeiten erfüllt, kann sich nicht allein nichts großes noch schönes einbilden, sondern es fehlt ihm auch der Wille darzu. Die wichtige Beschäftigung, den Reichthümern und den falschen Vergnügungen nachzulaufen, läßt ihm keine Zeit übrig, die er auf die Verbesserung seiner Talente wenden könnte. Die Wissenschaften sind nur das Erbtheil der Armen, denen ihre dürftigen Umstände den Weg zum Glücke versperren. Die Unbeständigkeit und der Leichtsinn in den Sitten breitet sich bis auf die Künste und Wissenschaften aus. Man sucht nicht mehr das schöne, sondern das niedliche. Alles wird zu Flittergolde gemacht. Die Gelehrten vertiefen sich in zierlichen Kleinigkeiten. Die Schriftsteller schmücken ihre Werke mit neuen und ungewöhnlichen Wendungen aus, um den leichtsinnigen Geschmack ihrer Leser zu vergnügen, und die Gedanken werden verabsäumt. Die Künstler folgen, anstatt den Regeln des guten Geschmacks, blos dem Eigensinne eines verdorbenen Geschmacks. Die Erniedrigung der Seele und die Verachtung der Tugend kommen

noch hinzu um das Vermögen des Geistes völlig zu unterdrücken. Man irre sich nicht: die Tugend ist bey allen Arten des Geistes weit nöthiger, als sich der gemeine Haufe einbildet. Ein lasterhafter und verdorbener Mensch, der Genie haben will, wird es immer nur halb erreichen; und wenn ein solcher Mensch, von der Nothwendigkeit richtiger Sentimens überzeugt, dergleichen von sich will blicken lassen, so wird es ihm damit sehr wenig gelingen. Er ist ein Harlequin, der sich wie ein Bischof gekleidet hat, und den Segen nie mit gehörigem Anstande sprechen wird.

Die Erfahrung aller Zeiten und aller Völker beweist, daß die Einführung des Luxus die Künste und Wissenschaften zu Grunde richte. Das Verderben des Geschmacks geht mit dem Verderben der Sitten in gleichem Schritt. Kein Volk, das im Luxus und in den Wollüsten ersoffen war, hat sich durch Geist und Talente hervor gethan. Kaum war der Mittag des schönen Tages bey dem römischen Volke angegangen, als die Wollüste der römischen Kaiser schon den Abend herbey zogen, und den Glanz desselben verdunkelten, die Werke, die zu den Zeiten der ersten Kaiser geschrieben sind, zeigendie Abnahme des Geistes sehr deutlich: anstatt der Cicerone, der Horaze, traten Pliniusse und Martiale auf. Wenn wir in unsern Tagen von den Werken des Geistes auf den Luxus schließen wollen, so sehen wir, daß wir in der Bahn des Verderbens

derbens schon viel weiter gekommen sind, als unsere Staatsmänner glauben wollen.

Die Lobredner des Luxus behaupten, wider die Wahrheit der Sache, daß das Wachsthum der Hauptstädte, und der große Zusammenfluß von Menschen in denselben, welchen der Luxus verursacht, ein kräftiges Mittel sey, die Künste und Wissenschaften blühend zu machen. Dieser Zusammenfluß sagen sie, erregt Bedürfnisse, und erleichtert die Gemeinmachung der Einsichten. Der Nutzen der übermäßigen Größe der Hauptstädte ist in Absicht auf das gemeine Beste für nichts zu achten; und in Ansehung der Wissenschaften ist er noch sehr zweifelhaft. Die großen Männer einer Nation kommen selten aus den Hauptstädten; die Provinzen sind es, die dieselben hervorbringen, wo eine einfältigere Lebensart einem angehenden Genie erlaubt sich in der Stille zu bilden, um sich den Schwung auf einen größern Schauplatz geben zu können. Wie sollte sich ein großes Genie mitten in der Hauptstadt eines in Wollüsten ersoffenen Volks bilden können? der große Mann muß daselbst so seyn, wie sie alle sind, wenn er soll geduldet werden. Die erhabensten Eigenschaften sollen liebenswürdig seyn, und liebenswürdig durch willkührliche Annehmlichkeiten, deren Erlangung Zeit erfodert. Die Leute vom Verstande werden in einem Wirbel mittelmäßiger Gesellschaften herumgetrieben, mit einem Haufen nichts bedeutender Ceremonielle beschweret, und

müssen sich des Wohlstands wegen in die traurigen Beschäftigungen einlassen, die man Vergnügen nennt. Sie verlieren darbey die Zeit, und den Geschmack an der wahren Ehre. Die Ehrbegierde indessen, die Einsamkeit, und der Besitz seiner selbst sind dem Genie eben so nothwendig, als die Eitelkeit und die Zerstreuung des Luxus ihm entgegen sind.

Der Luxus unterdrückt auch die Herzhaftigkeit und den kriegerischen Geist einer Nation. Die Herzhaftigkeit hängt entweder von einem machinalischen Instinkt, das sich auf das innere Gefühl der Kräfte gründet, oder von Leidenschaften ab, die durch Ruhmbegierde oder Vorurtheile in Bewegung gebracht werden. Dieser Instinkt kann sich in Körpern, die durch die Wollüste geschwächt sind, nicht entwickeln; er findet sich nur in starken Körpern, die durch Arbeit abgehärtet sind, und in welchen das Bewustseyn ihrer Ueberlegenheit herrscht. Die starken Leidenschaften bringen keine geschwächten Seelen in Brand; die Gewohnheit zu kleinen Leidenschaften macht sie gegen die großen unempfindlich. Die angewöhnte Unbeständigkeit des Luxus verhindert die erniedrigten Seelen, so viel Muth und Standhaftigkeit in ihren Handlungen zu zeigen, als zu Ausführung großer Unternehmungen erfodert wird. Die Ehrbegierde wird unterdrückt, wo der Luxus regiert; niemand ist mehr Bürger, alles ist gedungen. Es ist unmöglich,

den Muth und den kriegerischen Geist mit der Weichlichkeit zu vereinigen.

Man sagt, daß in monarchischen Staaten öfters der wahre Muth durch eine auf die Ehre gegründete Herzhaftigkeit ersetzt werde. Aber man darf nur bemerken, daß diese Ehre verschwindet, wenn der Luxus die Oberhand behält. Wir wollen auch voraus setzen, daß eine Nation, vermittelst dieser Triebfeder sich selbst bey gewissen besondern Gelegenheiten übertroffen habe; aber das durch die Ehre in ihrem Busen entzündete Feuer ist bald wieder gedämpft, wenn diese Nation im Verderben liegt. Sie wird ihrem Verlust empfinden, wenn der Feldzug zu Ende ist, wenn ihre Armeen, theils durch Strapatzen, theils durch die unbequeme Witterung, der sie nicht gewohnt sind, werden aufgerieben seyn. Es ist nicht nöthig, und außerdem auch unangenehm, die neuesten Begebenheiten zu untersuchen. Keine Nation hat es im Luxus aufs höchste gebracht; man wird nur den Anfang des Verderbens gewahr, welches zwar sehr schnell fortzuschreiten scheint. Zum wenigsten ist es gewiß, daß die Geschichte des Luxus aller Zeiten das Gemälde alles Verlustes und Schadens enthält, den eine Nation gehabt, die sich seinem verführerischen Lockungen überlassen hat. Die armen und kriegerischen Völker haben beständig das natürliche Recht ausgeübt, das die Tapferkeit über die Reichthümer hat.

Der Luxus schmiedet die Ketten des Despotismus. Wenn der Luxus durch die Ungleichheit des Vermögens verursacht wird, so trägt er nicht minder auch sehr viel zur Vermehrung dieser Ungleichheit bey. Der Reichthum eines Prinzen wird unermeßlich, und die Vermehrung seiner Macht folgt auf dem Anwachs der Reichthümer. Kein Damm stellt sich der Ausbreitung einer unumschränkten Gewalt entgegen. Der Theil des Volks, den der Luxus in der Armuth erhält, beugt sich unter das Joch der Sklaverey. Zur Verehrung gegen die äußerlichen Kennzeichen der Gewalt gewöhnt, unterwirft es sich ohne Mühe den mit Blitzen bewaffneten Götzen. Die Herrschsucht der Großen macht eine Heerde gedungener Sklaven daraus. Schwache Seelen haben weder Kräfte noch den Willen sich dem Joch zu unterwerfen; sie folgen blos dem Antriebe der Furcht. Das Gefühl der natürlichen Gleichheit, und der Begriff der Freyheit verschwinden, und machen der Sklaverey Platz. Man sehe sich auf dem Erdboden um, und suche die Länder, die unter einem eisernen Scepter geseufzt haben und noch seufzen; es sind dieses allemal die reichsten Länder, die von der Natur am reichlichsten beschenkt sind, und den Luxus am weitesten getrieben haben.

So genau auch die Wirkungen des Luxus und der Handlung mit einander verbunden sind, so daß man sie so wohl auf die eine als den andern anwen-

den kann, so müssen doch einige dieser Wirkungen vorzüglich der Handlung zugeschrieben werden. Unter diese sind zu rechnen, die Erniedrigung der Seelen, der Verfall der Talente und die Abnahme des kriegerischen Geistes. Diese Wirkungen zeigen sich zwar nicht als wenn der Handlungsgeist und die Gewinnsucht das ganze Volk eingenommen haben.

Der Handlungsgeist gewöhnt zu einer ausgerechneten Ausübung der Pflichten. Man hält ein Buch über Einnahme und Ausgabe, und richtet insgeheim das, was man der Gesellschaft und seinen Mitbürgern erweist, nach dem ein, was man von ihnen erhält. Diese kaufmännische Rechnung macht, daß man immer eine völlige Gleichheit fodert, und entfernt jene großmüthigen Tugenden, die den Eigennutz dem Nutzen des gemeinen Wesens aufopfern. Die Handlung erfodert beständig Ruhe und Friede, und macht den Soldatenstand verächtlich. Ein handelndes Volk ist nicht im Stande etwas großes zu verrichten, und kennet weder bürgerliche noch kriegerische Tugenden.

Die Gewinnsucht ist das sicherste Kennzeichen einer kleinen Seele; und Seelen, die sich dieser Leidenschaft überlassen, kriechen immer noch mehr und mehr zurück. Die mittelmäßigsten Talente sind zum zusammenscharren die geneigtesten und geschicktesten. Was wird die Regierung mit diesen

reichen

reichen Schöpfen anfangen? Sie wird sich ihres Geldes bedienen; aber die, die am meisten davon besitzen, sind immer am wenigsten geneigt etwas zu gemeinen Bedürfnissen herzugeben. Eine Nation, die sich blos mit Handlung beschäftigt, wird eine schwache Nation seyn, die bald oder spät der Raub seiner Nachbarn werden wird.

Was ich itzt gesagt habe soll keinesweges einer nützlichen Handlung zum Nachtheile gereichen, oder die verächtlich machen, die dieselbe auf eine edle, und dem Staate vortheilhafte Art treiben. Es ist hier nur von den Mißbräuchen die Rede, und von dem, was eine jede Sache wirklich werth ist. Die Belohnung der Bestrebung nach Gelde, ist Geld; und die Belohnung der Verdienste ist Hochachtung. Man darf nicht aufhören den Handelsleuten vorzustellen, daß sie gegen den Geist ihres Gewerbes auf ihrer Hut seyn sollen, welcher, wenn er in seinen gehörigen Gränzen bleibt, eine fruchtbare Quelle ist, die der Gesellschaft Leben und Nahrung mittheilt; der aber auch, wenn er die Gränzen überschreitet, zu einem Strome wird, der Tugend und Verdienste fortreißt.

Es wäre ohne Zweifel nöthig den Punkt genau zu bestimmen, wo sich der nützliche Handel von dem scheidet, der schädlich wird. Aber es ist in der Politik eben so schwer, als in der Moral, die Gränzen zu finden, wo das Gute und Böse zusammen stößt.

stößt. Es werden sehr feine Augen und ein sehr reifer Verstand erfodert, um die wahren Mißbräuche zu erkennen; sie von denen, die man dulden muß, zu unterscheiden, und die geschicktesten Mittel zu wählen, diesen Mißbräuchen entweder zuvor zu kommen, oder sie abzuschaffen. Die Handlung widersetzt sich ihrer Natur nach einer allzu strengen Ordnung, wie wir bald sehen werden.

Es ist eben so schwer den Punkt zu finden, wo der billige Aufwand aufhört und der Luxus anfängt, und die Progressen des letztern zu verhindern, wenn es sich einmal einer Nation bemächtigt hat. Die Gesetze die man zur Einschränkung desselben giebt, und für ein sehr sicheres Mittel hält, thun eine Wirkung, die man gar nicht vermuthet. Der Luxus, der sinnreich genung ist, dem Damme der Gesetze zu entwischen, sucht einen andern Weg, und gräbt sich einen neuen Canal, wenn er den alten verstopft findet. Diese Gesetze schränken die natürliche Freyheit des Menschen zu sehr ein; sie werden wenig beobachtet, und schicken sich aufs höchste nur für einen kleinen armen Staat, wo der Bürger unter der unmittelbaren Aufsicht der Obrigkeit steht, und an ihnen das Beyspiel der Mäßigkeit siehet.

Die Untersuchung der Natur und Wirkungen des Handels und des Luxus führt uns vielleicht, der Schwierigkeiten ungeachtet, zur Auflösung der

beyden

beyden berüchtigten Fragen, in wiefern man die Handlung und den Luxus unterstützen solle; und dann wie der kriegerische Geist einer Nation mit dem Handlungsgeiste zu vereinigen sey. Es scheint mir, daß alles in einer natürlichen Ordnung bleiben, oder in dieselbe kommen werde, wenn die Regierung sich folgende vier Stücke angelegen seyn läßt. 1. Wenn sie, vor allen andern, den Ackerbau und die unentbehrlichen Künste unterstützt und aufmuntert. 2. Wenn sie Verdienste und Talente, ohne auf Reichthum zu sehen, hervor zieht. 3. Wenn sie den kriegerischen Geist wenigstens unter einem abgesonderten Theile der Nation zu erhalten sucht; und wenn sie endlich 4. der Handlung so viel Freyheit gestattet, als möglich.

Man weiß heut zu Tage, daß nichts die Aufmerksamkeit einer klugen Regierung mehr verdiene, als der Ackerbau. Man sieht ein, daß alle Handlung, die sich nicht auf einen tüchtigen Feldbau gründet, ein Gebäude ist, daß der leichteste Sturm über den Haufen wirft. Man weiß, daß der Ackerbau dem vortheilhaftesten Handel, welcher in dem innersten des Reichs getrieben wird, das Leben giebt; daß er die Quelle der Bevölkerung und der wahren Reichthümer ist.

Indem man diese kostbaren Vortheile gewinnt, wenn man diese edle Kunst ermuntert, setzt man zu gleicher Zeit der Handlung Gränzen, wenn sie die-

selben

selben überschreiten will. Die Manufacturen und die Handlung gelangen zu keiner gefährlichen Größe, als auf Unkosten der Bevölkerung auf dem Lande. Wenn der Ackerbau in einem blühenden Zustande ist, so daß eine große Anzahl Menschen davon leben können, so wird der Ackersmann das nützliche Geschäft seiner Väter, zu welchem er erzogen ist, nicht fahren lassen, um nach dem ungewissen Stande eines Handwerkers zu laufen. Das Elend, die Verachtung in welcher er lebt, ziehen ihn insgemein in die Städte. Wenn der Ackerbau geschätzt wird, so werden die Handlung und die Handwerke nur die überflüßigen Landeinwohner wegnehmen, die ihren Unterhalt auf dem Lande nicht haben finden können, so sauer sie sichs auch haben werden lassen. Und nur alsdann ist die Handlung in der gehörigen Ordnung und dem Staate nützlich, wenn sie nur die überflüßigen Menschen vom Lande an sich zieht.

Die Ermunterung des Feldbaues ist nicht weniger ein kräftiges Mittel, um den Verwüstungen des Luxus Einhalt zu thun, welcher, wenn er die benöthigten Werkzeuge nicht mehr so leicht haben und vermehren kann, sich genöthigt siehet in seinem Laufe anzuhalten. Wenn der Feldbau in Ehren gehalten wird, wenn der Name eines Bauern kein schimpflicher Name mehr ist, so werden die Besitzer der Landgüter nicht mehr so häufig nach den Städten ziehen. Ohne den beträchtlichen Vortheil zu rechnen, den die Landgüter am Werth und an der Be-

völke-

völkerung gewinnen, wenn ihre Besitzer sich daselbst aufhalten, kennet man auch die Gefahren dieses Zusammenflusses in einer einzigen Stadt. Die großen volkreichen Städte sind der eigentliche Sitz des Luxus. Das tägliche Schauspiel verdorbener Müßiggänger, die beständigen Beyspiele einer prächtigen Lebensart reizen die Begierden. Wenn die Besitzer auf ihren Landgütern wohnen, bleiben sie von dieser Quelle des Verderbens entfernt; sie genießen ein stilleres Glück, das ihre mäßigen Begierden leicht befriedigen kann.

Der Ackerbau ist auch außerdem an und für sich selbst geschickt den Luxus zu unterdrücken; und ein großer Philosoph hält ihn nicht ohne Grund für die Schule der Weisheit und der guten Sitten. Er gewöhnt die Menschen an eine einfältige und arbeitsame Lebensart; seine angenehmen und unschuldigen Beschäftigungen halten von Phantasien ab, die nur in müßigen Köpfen entstehen. Man sage nicht, daß das Landleben der Artigkeit zuwider sey: dieß ist die Sprache der falschen Sittsamkeit. Die wahre Artigkeit hat sich öfters bey einem Volke gefunden, das aus bloßen Ackersleuten bestand. Wenn man dem Landvolke seine rauhen Sitten vorwirft, so ist es mehr die Beschäftigung der Jagd als des Ackerbaues, die ihnen diese Rauhigkeit giebt. Dieser Vorwurf würde verschwinden, wenn die Besitzer der Landgüter sich öfterer mit ihren Arbeitern auf dem Felde, als mit ihren Hunden in den Wäldern befänden.

Die

Die Beschützung, die Aufmunterung des Ackerbaues werden auch dem kriegerischen Geiste eines Volks sehr heilsam seyn. Die Herzhaftigkeit des niedern Volks ist ein bloßer Instinct, der, wenn es hoch kommt, mit einer gewissen Liebe des Vaterlandes vereinigt ist, die sich mit der Liebe seines Eigenthums vermischt. Nur der starke Landmann, der durch schwere Arbeit und rauhe Witterung abgehärtet ist, kann das Gefühl der Stärke in einem hohen Grade haben. Nur der Landmann ist an sein Vaterland gebunden, durch das Stückchen Land, von welchem er sich nährt. Der Handwerker hat, eigentlich zu reden, kein Vaterland; er ist überall zu Hause, wo er sein Brod findet. Er führt eine sitzende Lebensart, welche den Körper schwächt, und die Neigung zum Kriege unterdrückt. Die großen Besitzer der Landgüter werden auf dem Lande eine Neigung zu Unabhängigkeit und zur Freyheit gewinnen, die eben so sehr die Seele erhebt, als das sklavische Leben des Luxus sie niederdrückt. Durch die Gewohnheit in freyer Luft zu leben, wird sich ihr Temperament so verstärken, daß sie alles Ungemach leicht ertragen werden. Die arabischen Landeinwohner, die von der Viehzucht leben und sehr gesittet sind, verachten ihre Landleute, welche in Städten wohnen; sehen sie für Feige und Weichlinge an; und halten sie in der Unterthänigkeit, nachdem sie beständig über sie gesiegt haben.

Es ist ein Land in Europa, welches große Ursachen hat, den Ackerbau, selbst auf Unkosten seiner

Handlung, zu untersuchen. Dieses Land, das unter einer heitern Himmelsgegend liegt, deren Unbeständigkeit aber die Erndten sehr ungewiß macht, indem zugleich sein Erdreich viel Arbeit erfodert, und doch wenig trägt, kann seine Einwohner nicht ernähren, wenn die Natur nicht gezwungen wird. Diese Zwangsmittel erfodern viel Hände, und wenn der Handel deren zuviel wegnimmt, so wird der Unterhalt dieses Landes noch ungewisser. Die besondere Einrichtung desselben macht alle Bürger zu Vertheidigern desselben. Was wird aus der Sicherheit dieses Staats werden, wenn seine Vertheidiger den kriegerischen Geist verlieren, und sich durch eine sitzende Lebensart schwächen werden? Wie werden seine Erndten beschaffen seyn, wenn die Ackersleute statt des Pfluges das Spinnrad ergreifen werden.

Der Vorzug, den man den nothwendigen Künsten angedeihen läßt, wird den Handel noch mehr in seinen Grenzen erhalten, und den Luxus unterdrücken helfen. Wenn die, die bey dem Ackerbau überflüßig sind, sich auf diese Künste befleißigen, so werden die Manufacturisten, die für Fremde arbeiten, und die, welche dem Luxus Vorschub thun, sich nicht so sehr vermehren können, daß sie die nothwendigen Künste unterdrücken sollten. Die Phantasien verschwinden endlich, wenn sie nichts finden, woran sie sich halten können.

Man wird zu eben diesem Ziele gelangen, wenn man Verdienste und Talente, die nicht von den Reich-

Reichthümern abhangen, in Ehren hält. Es ist in Handelsstaaten gewöhnlich, daß man, wenn man einen Menschen lobt, alle seine schönen Eigenschaften übergeht, und nur die Summe seines Vermögens zum Inbegriff aller Vollkommenheiten angiebt. Der Mensch hat einen natürlichen Trieb die Hochachtung seiner Nebenmenschen zu verdienen, und in ihren Augen ein Ansehen zu haben. In einem Lande, wo allein das Geld etwas gilt, strebt alles nur nach Gelde. Die Gewinnsucht sieht wie einträglich der Handel sey, und alles läuft dieser Quelle der Reichthümer zu. Die fähigsten Köpfe legen sich auf die Kunstgriffe des Handels und die ganze Nation wird zu Kaufleuten.

In einem Lande aber, wo die Regierung die abgöttische Verehrung, welche gemeine und niedrige Seelen gegen die Reichthümer maschinenmäßig hegen, weißlich zurück hält; in einem Lande, wo der Regent denen, die sich hervor thun wollen, einen edlern Weg zeigt, ist es ganz anders beschaffen. Wenn Ruhm und Ehre die Verdienste begleiten, so wird der Handel nicht das Genie ersticken, und nur den Ueberfluß von Menschen an sich ziehen, die sich durch dieselben hervor thun sollten. Die Straße des Geldes wird nur von denen betreten werden, denen entweder Geschicklichkeit oder Gelegenheit fehlt, die Bahn der Ehre zu betreten. Die Reichen werden nicht mehr mit Unrecht die gemeine Achtung besitzen; sie werden sich derselben nur zu erfreuen haben, wenn

sie Verdienste mit den Reichthümern zu verbinden wissen, und durch einen nützlichen Aufwand zu nützlichen Bürgern werden.

Der Luxus setzt Gewinnsucht und Liebe zum Gelde voraus. Selbst die thörichste Verschwendung ist nichts als die Wirkung einer eitlen Begierde, es den Reichen einer höhern Classe nachzuthun. Wenn der Besitz der Reichthümer keinen Vorzug mehr, oder nur einen sehr mittelmäßigen gewährt, so ist keine Ursache vorhanden, weswegen sich große Geister um diese kleinen Vorzüge bemühen sollten, wenn sie zu weit größern und rühmlichern gelangen können. Die ganze Nation wird diese Art zu denken annehmen, wenn sie die Ehre und die Hochachtung nur wahren Verdiensten zu Theil werden sieht.

Der Regent wird aus der Achtung, die er den Verdiensten erweist, ohne auf Reichthümer zu sehen, einen großen Vortheil haben. Er wird nicht mehr genöthigt seyn, die Verdienste bloß mit Gelde zu belohnen. Die Ehrenbezeugungen werden in seinen Händen ein unerschöpflicher Schatz seyn, und die Unterthanen werden keine neue Auflage deswegen zu ertragen haben. Er wird die zweydeutige Maxime nicht mehr nöthig haben, daß große Würden in einem Staate auch große Besoldungen erfodern, weil sie mit großem Aufwande verbunden sind. Man wird endlich durchgängig einsehen, daß mehr großes als lächerliches an jenem athenienſischen Generale zu finden sey, welcher, da er in Sicilien commandirte,

und sein Vaterland auf dem höchsten Gipfel des Ruhms und der Macht gestiegen war, so wenig Vermögen besaß, daß er sogar seinen Mantel und Schue auf die Rechnung des gemeinen Schatzes schreiben mußte. Das Beyspiel des Xenophon, welcher als General der Armee des Königs in Thracien zu seiner Besoldung sich nur den vierfachen Gehalt eines gemeinen Soldaten ausbat, wird man mehr für selten, als für wunderbar ansehen.

Wenn eine Nation Verdienste zu schätzen weiß, wird sie nie den kriegerischen Geist ganz verlieren. Man wird Tapferkeit und Erfahrung im Kriege allemal unter die Tugenden und Talente zählen, die man daselbst in Ehren hält. Das Verlangen nach Ehre wird allenthalben Helden hervor bringen, wo nur der Heroismus nicht verächtlich gehalten wird. In Handelsstaaten wird der Soldat gefürchtet und verachtet. Die reichen Kaufleute sehen die Vertheidiger des Vaterlandes als Bedienten an, die sie besolden, und zu ihrer Wache unterhalten. Es ist nicht möglich, daß die Tapferkeit der Charakter einer Nation sey, wo der Soldatenstand verachtet, den Ausländern verdungen, oder denen überlassen wird, die keinen nützlichern Stand zu ergreifen wissen. Carthago fand sich in dieser schlechten Verfassung; und ihre stolzen Kaufleute sind darüber zu Grunde gegangen: aber die neuern Zeiten haben sich an ihrem Falle noch kein Exempel genommen.

In einer Monarchie ist es noch leichter, den Soldatengeist mit dem Handlungsgeiste zu vereinigen. Die Monarchie begreift ihrer Natur nach, eine Abtheilung des Volks in verschiedene Classen, die Stuffenweise auf einander folgen, in sich. Man kann da eine von den Classen auslesen, welcher man den kostbaren Schatz der Ehre anvertraut, und welche folglich den kriegerischen Geist einer Nation, selbst zur Zeit des Friedens, als ein unter der Asche glimmendes Feuer erhalten wird. Der Adel, eine Stiftung der barbarischen Zeiten, die aber für die erleuchtesten Jahrhunderte eine anständige Sache ist, schickt sich am besten darzu. Da er die Ehre allem vorzieht, so zieht er auch dieselbe den Reichthümern vor. Er überläßt es den untern Classen, Reichthümer zu sammlen, die dadurch sich dem Staate nützlich machen, und zu einer Achtung gelangen, die mit den Diensten, die sie leisten, im Verhältnisse steht. Der Handel kann ohne Nachtheil den Ueberfluß dieser untern Classen beschäfftigen, zumal wenn sie Verdienste besitzen, daß sie sich einer höhern Classe würdig machen. Der Handlungsgeist erniedrigt ein Volk nicht, das in einer solchen Verfassung steht. Man kann den Adel, wenn er in Ehren gehalten wird, als die Stütze der Ruhe eines Staats ansehen, und als Grenzbewahrer, daß der verderbliche graße Handel nicht einbreche.

Aus dieser einzigen Anmerkung kann man, wie es mir scheint, deutlich einsehen, wie übel das Project

ject des handelnden Adels ausgedacht, und wie gefährlich es einem monarchischen Staate sey. Die Ausführung dieses Projects würde alle Classen eines Volks unter einander mengen, und diese Vermengung würde, da sie entweder eine völlige Gleichheit oder eine durchgängige Erniedrigung hervor bringt, die ganze Staatseinrichtung über den Haufen werfen. Es würde entweder eine Republick werden, oder der Despotismus würde die Oberhand bekommen. Eine solche Republick würde dem Scheine nach glücklich seyn, und durch einen weitläuftigen Handel zu einer großen Macht gelangen; aber sie würde sich immer ihrem Falle nähern, und beständig auf der Grenze einer unumschränkten Gewalt hin und her wanken. Mit einem Worte: niemand gewinnt, wenn der Adel Handlung treibt, und der Staat verliert allemal viel dabey. Der Adel würde dadurch verächtlich werden; es würden sich verdorbene Sitten, ein größerer Luxus, und der Anwachs der Reichthümer mit allen seinen Folgen einschleichen. Man weiß, wie schwach die Länder sind, wo die Vornehmsten des Staats große Banquiers vorstellen.

Ich weiß wohl, daß man in der Handlung ein Mittel wider die Armuth des Adels gesucht hat; eine Armuth, von der man die traurigste und zum Mitleiden geschickteste Abbildung gemacht hat. Wenn wir auch diese Abbildung zum Theil für wahr annehmen wollen, so sehe ich doch noch keine Ursache,

weswegen man zu einem so gefährlichen Mittel greifen müßte. Wenn die Regierung Verdienste hochschätzt, ohne auf Reichthümer zu sehen; wenn dadurch die Sitten der Nation nach und nach geändert werden, und jene niedrige Geldbegierde sich allmächlich verliert; wenn man nicht aufhört, den Luxus zu verfolgen, und den Soldatendienst weniger kostbar einrichtet, so kann ein Edelmann, wenn er so viel hat, als er zur Nothdurft braucht, nicht unglücklich seyn; er kann sich eine Ehre aus seiner Armuth machen. Der Soldatenstand ist derjenige, der unter allen Ständen am leichtesten vor dem Luxus zu bewahren ist. Die Mäßigkeit kann ein Stück der Kriegszucht ausmachen, welcher sich der Soldat ohne Schaam unterwirft, und deren Strenge ihn in den Augen andrer Menschen nur noch ehrwürdiger macht. Und wenn nicht Officiersstellen gnung da sind, für die Edelleute, die sich dazu anbieten, könnte man sodann nicht ganze Compagnien aus lauter Edelleuten aufrichten? Ein solches Corps, das aus lauter Ehrbegierigen bestünde, die an eine einfältige Lebensart gewohnt wären, würde einem Staate von unsäglichen Nutzen seyn, ohne ihm im geringsten zur Last zu werden.

Aber gesetzt auch, daß dadurch der Armuth des Adels noch nicht abgeholfen wäre, und daß man ihm noch mehr unter die Armen greifen müßte; sollte er nicht eine anständigere Unterstützung in der Landwirthschaft finden? Die armen Adlichen werden, wenn

wenn sie von der Regierung ermuntert werden, ihre eigene oder anderer Adlichen Güter recht nutzbar anzubauen, sich in weit bessern Umständen befinden, und zu unvermutheten Diensten, die das Vaterland von ihnen fodert, weit geschickter seyn, da es ihnen nicht mehr an dem nöthigen fehlen wird. Es ist wider die Natur, sich einen Edelmann auf einer Schreibstube vorzustellen; weit eher kann man ihn hinter dem Pfluge hergehen sehen. Der ganze deutsche Adel ist in keiner gar zu glänzenden Verfassung. Es giebt Districte, wo er so zahlreich oder zu arm ist, daß er selbst mit Hand anlegen muß; unterdessen erhält er sich doch, ohne an die Handlung zu gedenken: und die Regenten finden unter diesem Landadel eine beständige Pflanzschule von tapfern Officieren.

Der Handel erfodert, seiner Natur nach, Freyheit, und die, die ihn treiben, wissen ihm am besten nach seinen wahren Vortheilen zu lenken, wenn man ihnen nichts vorschreibt. Es entsteht allerhand Nachtheil daher, wenn die Regierung eine allzu genaue Aufsicht darüber führen will. Der Monarch, und der Minister, die durch ungetreue oder eigennützige Berichte hintergangen werden, geben insgemein die Verordnungen mehr zum Besten des Kaufmanns als zum Vortheile des Staats. Das Glück, das einige machen, fällt so in die Augen, daß man daher schon auf den blühenden Zustand des Handels überhaupt schließt, und öfters den Vortheil

des Kaufmanns für den Vortheil der ganzen Nation ansieht. Es ist gewiß, daß eine allzu strenge Aufsicht den Handel öffentlich oder heimlich in ein Monopolium verwandelt. Die Erfahrung aller Zeiten beweist diese Wahrheit, und der Lauf des Handels bestätigt eben dieselbe noch heut zu Tage.

Wenn wir auch voraus setzen, daß ein Volk so kluge Maaßregeln ergreife, daß sie wirklich zu einer großen Vermehrung seines Handels dienen; so arbeitet doch dieses Volk, wie wir gesehen haben, an seinem eigenen Untergange. Es wird einen Augenblick mächtig seyn, aber es wird eine um soviel grössere Schwäche darauf folgen, je blendender der vorige Glanz gewesen ist. Der Handel, von der Obrigkeit regiert, gleicht einer schönen Quelle, die durch Kunst in einen Springbrunnen getrieben wird; wo sie auf einen Augenblick zu einer beträchtlichen Höhe empor steigt, und den Augen ein angenehmes Schauspiel macht? die aber weit nützlicher ist, wenn sie ihren natürlichen Lauf behält, und das Erdreich fruchtbar macht, das sie befeuchtet.

Von allen Arten, wodurch man den Handel zu zwingen sucht, sind die Verbote, die nichts als ein Monopolium einer Nation gegen die andern sind, am wenigsten etwas nütze. Wenn die Völker ihre wahren Vortheile kenneten, würden sie nicht mitten im Frieden einen heimlichen Krieg mit einander führen; sie würden ihren Nachbarn nicht als Feinden

begeg,

begegnen; sie würden sehen, wie das Volk, das sich am geschicktesten dieser Methode bedient, andere Völker nöthige, es eben so zu machen, und wie es endlich mehr verliere als gewinne. Die Verbote können auf einige Zeit einen großen und unnützen Handel stiften, aber über kurz oder lang richten sie selbst den nothwendigen Handel zu Grunde. Es ist ein sehr verderbliches Mittel, wenn man die Einkünfte des Landesherrn durch Imposten auf die Waaren zu vermehren gedenkt; es giebt weit leichtere Mittel, und die weniger schädlich sind.

Man ziehet eben so wenig Vortheil aus den Handelsverträgen, welche nichts als ein Wettstreit der Schicane sind, um einander wechselsweise gewisse Lasten und Verbote aufzubürden, oder sich auf Unkosten der andern von gewissen beschwerlichen Verbindungen los zu machen. Die Unterhändler, die die berühmtesten Tractate geschlossen haben, scheinen ihrem Vaterlande ein gefährlich Geschenk gemacht zu haben. Der beste Tractat, den man unterschreiben könnte, wäre der, wodurch die Handlung alle mögliche Freyheit unter allen Nationen erhielte.

Diese Materie von der Aufsicht über die Handlung, von den Abgaben und den Verboten ist so wichtig, und so weitläuftig, daß man darüber ein ganz besonderes Werk schreiben könnte; sie gehört aber nicht eigentlich zu meinem Plane. Ich begnüge mich, den Nutzen eines gemäßigten Handels bewie-

bewiesen, die Gefahren eines zu weit sich erstreckenden, und den Gebrauch einiger Mittel gezeigt zu haben, wodurch man ihn in den gehörigen Gränzen erhalten kann. Eine Handlung, die in den Gränzen bleibt, sonst aber alle Freyheit genießt, wird das Glück eines Volks befördern, und die Reichthümer der ganzen Welt in einem natürlichen Gleichgewicht erhalten.

Es ist nicht die Liebe zum sonderbaren, die mich auf Meynungen bringt, die dem gemeinen Haufen der Politiker entgegen sind; es ist vielmehr die Liebe zur Wahrheit. Ich könnte mich auf Vorgänger berufen, die eben so ehrwürdig als alt sind. Plato und Aristoteles verwerfen schon einen allzu weitläuftigen Handel. Plutarch, der weise Plutarch, legt dem Themistocles den Untergang der Stadt Athen zur Last. Dieser große Mann, sagt er, empfahl seinen Landsleuten das Seewesen; das Seewesen zog einen weitläuftigen Handel nach sich, dieser Handel große Reichthümer; die Reichthümer machten das athieniensische Volk verschwenderisch, und brachten ihm ein zu groß Vertrauen auf seine eigene Kräfte bey, daß sie sich in alle Zänkereyen ihrer Nachbarn mengten, und ihren Untergang beschleunigten. Aber ich habe nicht Citationen, ich habe Wahrheiten gesucht.

Wir sind dem Beyspiel der nordischen Völker die Freyheit schuldig, die wir in Europa genießen.

Eben

Eben diese großmüthigen Völker können uns noch das Beyspiel der Freyheit in der Handlung geben, und den wahren Handelsgeist bey uns einführen. Die Erscheinungen, die bey diesen Völkern sich zeigen, und anderwärts sehr selten sind, versprechen uns die Erfüllung unserer Hoffnung. Aber in vielen Ländern sind die Staatsmänner den Pachtern gleich, die, weil ihr Pacht-Termin kurz ist, alles aus der Erde ziehen, was sie nur ziehen können, und sich nicht bekümmern, ob sie ihren Nachfolgern einen ganz erschöpften Grund und Boden hinterlassen. Nur ein großer Geist, der das vergangene, gegenwärtige und zukünftige übersieht; nur eine große Seele, die, wenn sie die gegenwärtig Lebenden liebt, die Nachkommenschaft nicht aus den Augen setzt, ist im Stande eine ganze Nation glücklich zu machen.

E N D E.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX. II. 89
IX. 89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Versuch über verschiedene wichtige Gegenstände der Politik und Moral

Leipzig 1763

Pol.civ. 106#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10767087-6
VD18 14746638-001